

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 15

(28.09.2009- 29.01.2010)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Arzt und Politiker

Hans-Peter Jung erinnert sich an die Wendezeit

Michael L. Hübner

Es war ein Glücksfall, dass Hans-Peter Jung die berühmte Dresdner Kreuzschule besuchen durfte. Geboren wurde er 1936 in Hainichen, 40km von der sächsischen Landeshauptstadt entfernt. Die Großeltern besaßen in Dresden ein Haus und so konnte man das hinbiegen. „Im Kreuzchor gesungen habe ich allerdings nicht. Ich war in der Nichtsänger-Klasse. Aber die Ausbildung war hervorragend...“, erläutert der spätere Chefarzt der Brandenburger HNO-Klinik. Jung immatrikulierte sich an der medizinischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität. Ein chirurgisches Fach sollte es sein, aber eines, das „überschaubar“ war. Damals wenigstens noch. Die Ausbildung vollendete Jung an der Medizinischen Akademie in seinem geliebten Dresden, der nonchalanten Elbmetropole, die im Kriege so furchtbar gelitten und doch nichts von ihrem feinsinnigen und freizügigen Geist eingebüßt hatte. Oberschüler und Studenten sammelten und gaben das wenige, was sie hatten, damit das Gerüst an der Semperoper nicht abgebaut werden musste und die Arbeiten an ihrer Sicherung weitergehen konnten. Ob es die Jazzkeller Dresdens waren oder die Ausbildung an der Kreuzschule – so richtig wurde Jung mit dem SED-Staat nicht warm. Die Aufforderung, der staatstragenden Partei beizutreten, verweigerte sich der exzellente Mediziner. Zu erschütternd wirkten auch die kommunistischen Schauprozesse auf Jung.



Das Verhalten Hilde Benjamins weckte unangenehme Erinnerungen. Eine Parteimitgliedschaft kam nicht in Frage: „Dann ist ihrer Karriere hiermit ein Ziel gesetzt“, antwortete der Werber freundlich und jovial auf Jungs Ablehnung. Jung akzeptierte. Sein fachliches Können sollte maßgeblich für sein Fortkommen sein, nicht die vorgetragene Gesinnung. 1973 wurde er auf Brandenburg an der Havel aufmerksam, wo man einen Nachfolger für den aus dem Dienst geschiedenen Chefarzt Vetter suchte. „Ich wollte eigentlich nur meinen Marktwert testen“, berichtet der Mediziner. Dieser schien hoch im Kurs zu stehen. Die 40 Betten starke HNO in Kirchmöser hatte wieder einen Chef. Der krepelte die Ärmel hoch und kümmerte sich um die Entwicklung der Mikrochirurgie in seiner Klinik. Die Arbeit aber war das Eine.

Auf der anderen Seite war ein Staat, der dem Studenten Jung das Leistungsstipendium wegen mangelnder gesellschaftlicher Tätigkeit aberkannte, der eine ungesunde Gleichmacherei betrieb und dem Faulen dasselbe zahlte wie dem Fleißigen, beiden aber in aller Regel keine Reisefreiheit gewährte. Dass die Gerontokraten aus dem Politbüro dem Volk eine hervorragende Bildung und ein kostenfreies Gesundheitswesen für alle boten, unter anderem das stand unbestritten auf der Habenseite – dass aber so plumper Wahlbetrug begangen und in demagogischer Weise verwertet wurde, das war ein Menetekel. Die zunehmenden Parolen lösten nicht die zunehmenden Probleme. Etwas liberaler wurde der Staat ja Jung gegenüber: Trotz des Bruders in Westberlin ließ man den Chefarzt zu einer Weiterbildung im Juni 1989 nach Österreich fahren. Doch das Tauwetter kam zu spät. Als Honecker abgesetzt wurde, weilte Jung übrigens

bei einem OP-Kurs in Greifswald. Ein teilnehmender Kollege aus dem Westen fragte: „Ja, warum feiert ihr denn nicht?“ Feiern? Dazu war die herrschende Unsicherheit viel zu groß. Was würde geschehen? Wie würde es weitergehen? Doch die Aufbruchstimmung stellte auch Jung vor die Entscheidung in die Politik zu gehen oder dem Krankenhausbetrieb treu zu bleiben. Die Pflicht den Patienten und den Kollegen gegenüber siegte. Erst nach der Pensionierung wandte sich der langjährige Chef der Brandenburger HNO der Kommunalpolitik zu, die er als SPD-Mann vertrat. Besonders Willy Brandt hatte ihn maßgeblich beeinflusst – der Mann, der trotz aller scheinbaren Aussichtslosigkeit nie aufgehört hatte an der Deutschen Einheit festzuhalten, während Konrad Adenauer die wie auch immer gemeinte Stalin-Offerte nicht einmal prüfte, sondern „ein halbes Deutschland ganz einem ganzen Deutschland halb“ vorzog und damit den Osten aufgab. Die Arbeit für die Stadtverordnetenversammlung brachte Jung an deren Spitze. Der gebürtige Sachse, der den Ausgleich sucht und die Sachpolitik in den Vordergrund stellt, ist somit das protokollarische Oberhaupt der alten Dreistadt Brandenburg an der Havel. Der SED-Genosse von einst, der Jung seinerzeit für die Arbeiter- und Bauernpartei werben wollte, hatte sich eben auf der ganzen Linie geirrt, als er dem einst beliebten Chefarzt und jetzigen Politiker das Ende der Karriere orakelte.

Auf dem Lande war es ruhiger

Marion Brückmann erinnert sich an die Umbrüche der Wendejahre

Michael L. Hübner

Dort, wo sich Beetzsee und Riewendsee treffen, auf dem halben Weg nach Nauen, im idyllischen Päwesin, wuchs Marion Brückmann auf. Es war eine unspektakuläre und vielleicht gerade deshalb zauberhafte Kindheit. Wenn man ihr zuhört, dann schweifen die Gedanken beinahe sehnsüchtig zu Ehm Welks „Heiden von Kummerow“. Das Leben im Dorfe wurde von der LPG bestimmt, die Landwirtschaft gab in Päwesin den Ton an. Was lag näher, als bei der LPG den Beruf eines Landwirtschaftskaufmanns zu erlernen! Nach der Lehre fand Marion Brückmann in der Kreisbuchungsstation für Landwirtschaftsbetriebe für ein Jahr einen Arbeitsplatz in der Brandenburger Altstadt. Im Anschluss besuchte sie die Agraringenienschule Beelitz und ließ sich dort zum Ingenieurökonom ausbilden. Zurückgekehrt erhielt sie den Posten eines Revisors an der Bank für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft. Brandenburger wissen – das war die Bank in dem schönen, nun vor sich hin dämmernden Bauhausgebäude am Rosenhag, Ecke Plauer Straße. Im September 1978 wechselte sie dann zum VEB Metallaufbereitung in die Potsdamer Straße, das einsame rote Backsteinhochhaus am Ortseingang mit der großen Fahrzeugwaage auf der Grundstückseinfahrt. Was immer in der DDR schief laufen mochte, Familie Brückmann war davon wenig betroffen. Das Leben war ausgefüllt, der Beruf machte Freude, der 1975 geborene Sohn wuchs und gedieh. Das Haus der Eltern lag in einem wahren Paradies, was wollte man mehr. Nein, Marion Brückmann sah sicherlich keine Veranlassung, mit einem Transparent durch die Steinstraße zu laufen und



gesellschaftliche Veränderungen einzufordern. An ihr wäre jeder operative Einsatz der MfS verschwendet gewesen. Genossin war sie dennoch nicht, wozu auch? Sie machte ihren Job. Den machte sie gut. Darüber hinaus gab es wenig Anlass, sich in die gesamtgesellschaftlichen Konflikte einzumengen. Als dann aber die Revolution ihre Ziele erreicht hatte und die Gerontokraten von Wandlitz ihre Hüte nehmen müssen, da standen schon die in den Startlöchern, welche die ostdeutschen Filetstücke der Industrie für sich zu sichern planten. Rede- und Reisefreiheit waren das eine. Nun aber kam noch die Freiheit dazu, auf der Straße liegen zu dürfen, egal wieviele Jahre man schon ordentlich gearbeitet hatte. Quasi von heute auf morgen wurde Marion Brückmanns Sprachschatz um die Vokabel „Kurzarbeit Null Stunden“ bereichert. Und auch die Tätigkeit im neu gegründeten Betriebsrat schützte sie nicht vor der Kündigung. Bei der Abwicklung ihres Betriebes namens der Thyssen Sonnenberg GmbH durfte sie noch mithelfen.

Dann war Schluss. Ihre Person kam ins Gespräch, als die IG Metall in der Havelstadt ein eigenes Regionalbüro aufzubauen plante. Sie hatte sich durch ihre Mitwirkung beim mit der Treuhand ausgehandelten Sozialplan für die entlassenen Mitarbeiter empfohlen. Das Problem der Arbeitslosigkeit ließ sie nicht los. Sie wollte etwas tun für die, die keine Arbeit mehr finden konnten. Und so gründete sie mit Gleichgesinnten den Verein zur Förderung des Umweltschutzes. Das klingt zunächst einmal paradox. Aber anders ließ sich in der bundesdeutschen fiskalischen Bürokratie keine Förderungsfähigkeit herstellen. Die Arbeitslosen, die über diesen Verein ABM-Maßnahmen erhielten, engagierten sich ja dann auch tatsächlich in Umweltschutzprojekten. Das bunte Spektrum der Träger aber wurde politisch gewollt nach und nach ausgedünnt, was dazu führte, dass auch dieser Verein 1999 aufgeben und seine Mitarbeiter entlassen musste. Arbeitslosigkeit bedeutete für Marion Brückmann keineswegs Untätigkeit. Bei der 1994 anstehenden Bürgermeisterwahl in Päwesin kandidierte sie und – gewann! Ein Jahr lang saß sie auf dem Stuhl, den vor ihr 1946 schon der große Wilhelm Fraenger innehatte, bevor ihn OB Lange in Brandenburg an der Havel zu seinem Kulturstadtrat berief. Die Wende sieht sie weniger euphorisch, als es bei entsprechenden Festansprachen immer wieder durchklingt. Sie sieht auch die Schattenseiten der Entwicklung: „Was nutzt mir das Überangebot in den Reisebüros oder den Supermärkten, wenn ich kein Geld in der Tasche habe?“, und „Das falsche Wort an der falschen Stelle hat einem früher Schwierigkeiten bereitet und – das tut es heute auch noch. Nur die Stelle hat sich eben geändert.“ Nüchtern resümiert hier eine Frau, deren Erfahrungen und deren unermüdliches Engagement gerade für die Schwachen der neuen Gesellschaft nicht mehr viel Raum für schwülstige Sonntagsreden lassen. Gerade, weil es auch Frauen nach der Wende schwer hatten, war Marion Brückmann auch viele Jahre im Vorstand des Demokratischen Frauenbundes tätig. Ehrenamtlich, versteht sich. Denn – das ist eine fundamentale Lehre aus der Wendezeit: Freiheit kostet – vor allem Geld!

Brandenburgs „Goldene Zeit“

Dr. Klaus Heß referierte vor dfb zu Brandenburger Zeitgeschichte

Korofejij K. Korofejij

Brandenburg an der Havel schrieb mitteldeutsche Industriegeschichte. Davon berichtete am Dienstag, dem 17.11.2009 Dr. Klaus Heß vor 12 Zuhörern im Rahmen einer Vortragsveranstaltung des Demokratischen Frauenbundes im Bürgerhaus Hohenstücken.



Als einstige Tuchmachermetropole musste auch Brandenburg an der Havel schmerzlich erfahren, was Strukturwandel bedeuten kann, wenn zum Beispiel der Hauptimporteur U.S.A. Schutzzölle erhebt und Konkurrenten wie England oder die Lausitz das Geschäft versalzen. Auch in der Havelstadt brachen ganze Industriezweige über Nacht weg, die in die Boomtown gezogenen Arbeiter genossen in der Zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs die Segnungen des Sozialstaates. Wer arbeitslos war, hatte von heute auf morgen kein Geld mehr – gar keines. Doch Brandenburger Unternehmergeist kämpfte.

In dieser Zeit, die auch die Epoche der Reichseinigung nach dem gewonnenen deutsch-französischen Kriege war, gelang der Chur- und Hauptstadt die Transformation zum metallverarbeitenden Industriezentrum. Dr. Heß, der sich einst als Brandenburger Chefarchivar sehr um die Geschichte der Brandenburger Arbeiterschaft verdient gemacht hatte, vergaß nicht zu erwähnen, unter welchen Bedingungen und auf wessen Knochen die Stadt zu einer erneuten Wirtschaftsblüte gelangte. Eine Sechs-Tage-75-Stunden-Woche ließ die billigen Lohnsklaven von damals schon in jungen Jahren alt werden. Der Werktag begann um 5:30 Uhr und endete nach einer Stunde Mittagspause um 20:00 Uhr. Doch Arbeit haben bedeutete noch keineswegs eine gesicherte Existenz in Wohlstand, wovon die auch um diese Zeit hochgezogenen Mietskasernen, die teilweise noch bis in unsere Epoche überlebt haben, lebhaft Zeugnis geben.

Wer es geschafft hatte, und eine Firma von Weltruf aufgebaut hatte, wie die Reichstein-Brüder oder Ernst-Paul Lehmann, der residierte schon großzügiger und vornehmer – meist in unmittelbarer Nähe der Produktionsstätten. Der Stolz auf das Erreichte war sicherlich berechtigt: zählte das Brennabor-Fahrrad doch zu den weltbesten Fortbewegungsmitteln dieser Art. Gleichzeitig wurde bei Brennabor der Kinderwagen mit Klappverdeck und der Kindersportwagen erfunden.

Dieser Erfolg zog weitere Existenzgründer an: Die Fahrradproduzierenden Werke Corona, Condor, Excelsior und Alexander wuchsen empor, expandierten zumeist und übersiedelten aus den Innenstadtbereichen in die meist billigen Baugrundstücke am Stadtrand. Brandenburger Qualität wurde sprichwörtlich und -letztendlich paradoxer Weise einer der Gründe für den Untergang der Produzenten, die den Paradigmenwechsel hin zu billiger Massenware nicht rechtzeitig erfassen oder verstehen konnten.

Ernst-Paul Lehmann beglückte die betuchten Kinder in aller Welt mit mechanischem Blechspielzeug, Oskar Wiedenholz entdeckte das Lineol-Spielzeug mit seinen lebensechten Darstellungsmöglichkeiten von Tieren aus aller Welt. Die Gebrüder Wiemann kauften das Gelände des ehemaligen Freyhauses der Neustadt und errichteten eine prosperierende

Maschinenfabrik, Eisengießerei und Schiffswerft am südlichen Havelufer. Emil Kummerlé errichtete die Kammgarnspinnerei, welche durch die aktuelle Neuansiedlungsdiskussion momentan wieder in den öffentlichen Fokus geraten ist. Gottfried Krüger, edler Spender der Bauchscherbrücke, wandelte sich vom Tuchfabrikanten schnell zum Industriekapitän in der Metallbranche und stampfte die Elisabethhütte aus dem Boden. Später kam nach Brandenburg auch die Flugzeugproduktion, in Briest sowohl, als auch Arado in Neuendorf. 1938 entschied sich sogar Opel, die modernste LKW-Produktionsstrecke Europas von Rüsselsheim quasi über Nacht nach Brandenburg an der Havel zu verlegen.

Für das Werk am Silokanal südwestlich der Gördenbrücke ließ Oberbürgermeister Dr. Erich Kreuz sogar die Hohenzollernstraße, im Verlauf der heutigen Karl-Marx-Straße, mit allen Medien ca. 200 m nach Osten verlegen, was die Grundlage der heutigen Trassenführung der August-Bebel-Straße bildet. Dieser Standort blieb Opel so gut im Gedächtnis haften, dass nach der Wende eine Neuansiedlung von Opel in der Chur- und Hauptstadt in Erwägung gezogen wurde. Das Rennen allerdings machte dann Eisenach. „Aus heutiger Sicht muss man sagen: Zum Glück! Sonst hätten wir jetzt die Probleme des Opelsterbens im Zuge der Weltwirtschaftskrise am Hals“, bemerkte Dr. Heß lakonisch. Reichsmarschall Göring glaubte mit diesem Schachzug übrigens, den größten LKW-Zulieferer der Wehrmacht vor den Bombardements der anglo-amerikanischen Luftkriegsflotte sicher platziert zu haben – ein Irrtum, wie sich herausstellte.

Während des Bombenkriegs erwies sich dann auch die Kehrseite der Medaille als bedeutendes Industriezentrum. Der Domstadt blieben zwar totale Zertrümmerungen wie in Dresden, Hamburg, Berlin, Schweinfurt, Würzburg und anderen deutschen Großstädten erspart. Als Zielgebiet für gezielte Anflüge von Bomberstaffeln hatte Brandenburg an der Havel bei den Alliierten jedoch schon eine feste Hausnummer. Nach dem Krieg knüpfte man trotz Zerstörung und großflächiger Demontage als Reparationsleistung wieder an die Tradition der Schwer- und metallverarbeitenden Industrie an. Darüber hinaus wurden auch die innerstädtischen Produzenten in volkseigener Regie weitergeführt.

Vor allem lag Brandenburgs ungeheure Attraktivität für Investoren immer in seiner Lage begründet: Nicht zu weit weg von der Hauptstadt, unmittelbare Autobahnnähe, zwei Fernstraßen, europäische Wasserstraße, Ferneseisenbahn- und Lokalstreckenverbindungen, ein Flugplatz das alles war seit jeher und mehr interessante Einblicke einer Zeit des Aufbruchs und der Vollbeschäftigung, sowie topographische Hintergründe der Ansiedlung bestimmter Industriezweige konnte Dr. Heß in seinem beinahe zweistündigen Vortrag vermitteln.

Für die Havelstadt ein eminent wichtiges Thema: Beleuchtet es doch den Pioniergeist, der einst in ihren Mauern herrschte und den Namen der Stadt in die Welt hinaus trug. In dieser Epoche begnügten sich die Brandenburger nicht damit, ihren Rang als Entwicklungskern einer Region zu verteidigen. Sie drängten auf vielen Gebieten an die Weltspitze und erreichten sie auch.

Mit einer solch namhaften und geballten Wirtschaftsmacht im Hintergrund konnten auch die Brandenburger Oberbürgermeister auf eine Hausmacht zurückgreifen, welche ihrer Stimme im Canon der deutschen Verwaltungschefs machtvolles Gewicht verlieh. Es ist das Verdienst der jetzigen Stadtregierung, an diese Traditionslinie wieder anzuknüpfen und die teils Investoren verschreckende Politik der Vergangenheit sukzessive zu ändern. Insofern wäre sowohl dem Ausblick in die Brandenburger Industriegeschichte durch Dr. Heß als auch der Stadt selbst ein weitaus größeres Publikum zu wünschen gewesen.

Brückenschlag

Linke scheint sich mit Brückenplanung über Schleusenkanal zu arrangieren

von Kotofej K. Bajun

Wer etwas von der Materie versteht, stößt unisono ins selbe Horn: Die Brücke muss her! Die Rede ist von der geplanten Fußgänger- und Radfahrerbrücke über den 1571 von Kurfürst Joachim II. Hector gegrabenen Schleusenkanal. Man soll im Zuge der Neuordnung des Bahnhofsumfeldes die Innenstadt für den „kleinen“ Verkehr leichter und besser erreichen können. Als Joachim den Aushub des Kanals veranlasste, ging es unter anderem noch um den Schutz der Neustadt im Zuge ihrer südlichen Stadtmauer und auch die Dominikaner waren es zufrieden, dass ihr Kloster in ungestörter Randlege situiert war. Die Dinge aber haben sich geändert. Das Kloster ist mittlerweile zum landesarchäologischen Museum und damit zu einem landeskulturellen Highlight avanciert.

Dem gegenüber fordert der gegenwärtige Zustand des Bahnhofsumfeldes potentielle Besucher der Havelstadt eher dazu auf, im Zug sitzenzubleiben, als auszusteigen. Die beiden großen Straßenzüge in Richtung Innenstadt, Große Gartenstraße und Geschwister-Scholl-Straße sind weit davon entfernt, eine Trichterfunktion wahrzunehmen. Sie führen erst einmal in großzügigen Halbkreisen um das Kerngebiet Brandenburgs herum, das nach Möglichkeit und auch auf Grund der angespannten Parkplatzlage fußläufig erreichbar sein sollte. Natürlich ist das Modell einer belebten Bahnhofsplatte, die in ebenso vitale Bahnhofstraßen (Kleine und Große Gartenstraße) hineinführt, um dann auf dem zentralen Marktplatz als Ausgangspunkt für touristische Routen zu münden, für die Chur- und Hauptstadt in absehbarer Zeit nicht umsetzbar.

Allein die Topographie der Gegend verhindert eine bezahlbar alternative Trassenplanung für den automobilen Fern- und Schnellverkehr, bzw. die Untertunnelung der Bahnhofsplatte. Gerade das erfordert eine Optimierung der gegebenen Verhältnisse. Ein Grundstein ist mit dem Abriss des Neubauriegels vis a vis dem Bahnhof gelegt. Die Folgebebauung kann optisch in die Innenstadt hineinführen. Was aber hätte das für einen Sinn, wenn sich der verheißungsvolle Pfad am Ufer des Stadtkanals verliert? Brandenburgs Stadteingänge sind mehrheitlich Problemzonen. Daher ist das Konzept eines Brückenschlages hin ins Sanierungsgebiet Neustadt ein zwingendes Muss, will man die Attraktivität der Stadt für auswärtige Besucher steigern.

Linke und SPD erwogen allerdings kürzlich, das Brückenprojekt auf den Prüfstand zu stellen. Hintergründig wurde die bedenkliche Haushaltslage der Kommune angeführt, als ausschlaggebend wurde eine eigenmächtige Verfahrensweise der Verwaltung in Verbindung mit ungenügender Transparenz zitiert. Ein Vorwurf, den der Baubeigeordnete Michael Brandt beim besten Willen nicht nachzuvollziehen in der Lage ist. Sowohl das Planverfahren als die Ausschreibung des Wettbewerbs, die Besetzung der Wettbewerbsjury, die regelmäßigen Informationen der Ausschüsse über das Projekt, das im Masterplan der Stadt unter den Aktenzeichen 2-12 IMAG 04 und 2-11 IMAG geführt wurde und worüber eine Beschlussfassung der SVV vom 25.10.2006 unter der Vorlagen Nummer 189/2006 vorliegt, weisen die nachvollziehbare Ordnungsmäßigkeit des Verfahrens hinlänglich aus. Die Vorlage 266/2009 wurde als Beschluss der SVV am 27.05.2009 umgesetzt und befasst sich mit der Weiterentwicklung der Planungsvariante C des Städtebaulichen Entwicklungskonzeptes für den Hauptbahnhof und sein Umfeld im Rahmen eines Wettbewerbes. Am 14.10. 2009 legte ein Preisrichterkolloquium, dem auch Stadtverordnete angehören, fest, dass „die

Schaffung eines attraktiven Stadteingangs und städtebauliche Aufwertung der Achse Bahnhof-Innenstadt durch eine attraktive fußläufige Verbindung über die Kleine Gartenstraße und den Brückenschlag über den Stadtkanal in Höhe des Pauliklosters“ erfolgen solle. Von Intransparenz und opaken Vorgängen im Halbdunkel der Stadtverwaltung kann somit keine Rede sein.

Mittlerweile haben sich die Linken wohl mehrheitlich dieser Auffassung angeschlossen, sowohl die Notwendigkeit der Brücke als auch den regulären Ablauf der einzelnen Realisierungsphasen nicht länger in Abrede stellend. Zwar wird das Objekt als Ganzes noch immer mit dem Stigma einer Millionenbrücke behaftet – zu Discounterpreisen wird sie sicher nicht zu haben sein – es ist aber zu bedenken, dass seit der ersten Idee zu diesem Bauwerk bereits Summen in Größenordnungen geflossen sind, die man bei vorzeitiger Aufgabe des Projekts sinn- und wirkungslos in den märkischen Sand gesetzt, respektive im Schleusenkanal versenkt hätte.

Insofern ist der Beschlussantrag der Linken Nr. 486 vom 1.12.09 durchaus zu begrüßen, welcher dazu beiträgt, die Domstadt lebens- und erfahrungswerter zu gestalten, anstatt ein neues, teures und völlig sinnfreies, kommunalpolitisches Schlachtfeld zu eröffnen.

Denkmäler, Memoiren und

Durchhalteparolen

Deutschlands afghanisches Trauerspiel

Don M. Barbagrigia

Völkerschlacht bei Leipzig, Achtzehn-Siebzig/Einundsiebzig, Verdun, Stalingrad – nie wieder Krieg! Nie wieder sollten Deutsche ein Gewehr in die Hand nehmen?!

Na, nun wissen wir, wie lange die Ewigkeit währt. Nee, es geht nicht um die in den Fünfziger Jahren erfolgte Wiederbewaffnung West- und Ostdeutschlands. Olle Kamellen. Es geht darum, dass deutsche Soldaten wieder in Ländern umherlaufen, in denen sie, zumindest in Uniform und bewaffnet, nichts zu suchen haben. Weil einige Einheimische diese Ansicht teilen, kommen manche Soldaten in einem Zinksarg in die Heimat zurück. Also brauchen wir wieder mal ein neues Denkmal. Lernt der deutsche Michel denn nie dazu?

Nein, tut er nicht, nicht einmal seine pazifistischen Volksvertreter, die Grünen. Die sind ja während der Balkankrise beizeiten umgekippt, obgleich der Eiserne Kanzler Bismarck schon einhundert Jahre früher postulierte, dass der ganze Balkan nicht einen pommerschen Grenadier wert sei. Um die selbe Zeit bekam das Empire am Khyberpass die Hucke voll. Was macht Soldaten-Michel? „Ohne Tritt, Marsch!“ an den Khyberpass. Schließlich rufen auch die Steinmetzen an der Heimatfront nach Vollbeschäftigung. Es ist zum Weichwerden.

Die Bundeswehrärztin Heike Groos schreibt sich in ihrem Buch „Ein schöner Tag zum Sterben“ ihren Kummer über einen mörderischen Anschlag von der Seele, bei dem sie „ihre Jungs“ hat verrecken sehen. „Dann haben wir erst einmal alle Afghanen gehasst“, lässt sie verlauten. Na, sowas. Was hat denn Frau Militärarzt gedacht, wo sie da hin geht? In einen hochbezahlten Urlaub, in dem „ihre Jungs“ als eine Art uniformierte Animatoren den Afghanen die Segnungen der westlichen Demokratie vortanzen? Da

ist Krieg, gottverdammich, auch wenn die Bundesregierung das nicht so recht formulieren will, weil „Bundeswehr, also deutsche Soldaten im Kriegseinsatz...“, na ja, das klingt schon ein wenig problematisch. So lange sind die Tage der Wehrmacht unseligen Angedenkens nun auch wieder nicht her. Und wenn „ihre Jungs“ als echte Kriegsgefallene durchgingen, das würde die bankrotte Bundesregierung, die ja den Aerar im Paschtunen-Reich verpulvern muss, über den Rand ihrer Belastbarkeit fordern – natürlich nur in finanzieller Hinsicht. So ein Denkmal ist da schon wohlfeiler.

Das kann man stemmen. Guter Wille in Bronze ist auch sinnfälliger, als eine angemessene und dauerhafte Versorgung von Kriegerwitwen und -waisen. Aber was soll das Getöse! Es wird ja keiner gezwungen, dort hinzugehen. Tun doch viele sowieso nur um des pekunären Effektes willen und weil man sich das alles gar nicht so schlimm vorstellt, wie es wohl am Ende wirklich ist. Ein paar Monate Afghanistan und man ist finanziell saniert und kann drei Jahre lang die Handyrechnung der Freundin bezahlen und einen neuen Golf dazu. Unser Mitleid hält sich in Grenzen.

Vierzig Jahre Ruine der Frauenkirche, die vielen kaputten deutschen Städte, die grauenhaften Erfahrungen der Großeltern – deren Ruf „Nie wieder ein Gewehr in die Hand eines Deutschen!“... Hat das einen einzigen Bundeswehrsoldaten bewegt, NEIN zu sagen zu Balkan und Afghanistan? Dass das russische Weltmacht-Bärchen aus dem Hindukusch herausgeprügelt wurde wie einst die Yankees aus Vietnam – hat das einen einzigen uniformierten Friedensmissionaren zur Rason gebracht, bevor ihn ein Sniper zum Krüppel geschossen oder eine Sprengfalle über den Jordan geschickt hat? Kinders, hört doch mit dem unseligen Gejammer auf! Den Afghanen ist es scheißegal, wie ihr das Baby nennt: Ihr kommt in Waffen und Uniform und wollt denen etwas aufobtruieren, was die nicht wollen. Und nicht jedes Volk kann man so brechen, wie den deutschen Michel, der nach dem verlorenen Krieg 1945 vor jedem Sieger ergeben auf dem Bauche rutschte und dessen Kultur willig inhalierte, ob der das wünschte oder eben auch nicht.

Ein Denkmal in Bonn, ein Buch, eine Losung – ausgegeben vom 13. Bundesverteidigungsminister Peter Struck (SPD!): Deutschland wird am Hindukusch verteidigt!..., der realitätsferne Wahnsinn, längst über alle Grenzen des Blödsinnigen hinaus, überschlägt sich. Na ja, baut mal, baut! Baut euch euer Denkmal. Deutschland hat noch nicht genug davon. Es reicht noch nicht, dass beinahe jedes deutsche Dorf seine Söhne spätestens seit 1914 auf steinernen Mahnmalen aufzählt. Ihr werdet nicht schlauer. „Dass nie wieder eine deutsche Mutter ihren Sohn beweint...“ Michel, bist du blöde! Du hast im Dreißigjährigen Krieg und in allen darauf folgenden bestialischen Schlachten noch nicht genug das Jackstück vollgekriegt! Für ein paar Groschen mehr juckt dir in jeder Generation aufs Neue das Fell! Lass es dir mal ordentlich gerben! Vergiss Tucholsky und bau dir schöne neue Denkmäler – du Vollidiot!

Der Chirurg

Unfallchirurg Dr. Jürgen David erinnert sich an die Zeit der Wende

Michael L. Hübner

700 km liegen zwischen Brandenburg an der Havel und Tilsit an der Memel. Dort wurde 1934 Jürgen David als Sohn eines Internisten geboren. 1952 machte er in Neuruppin sein Abitur und

studierte gleich im Anschluss an der Humboldt-Universität Medizin. Nach den Grundausbildungsjahren in Röbel und einer mehrmonatigen Schiffsarztstätigkeit bei der Fang- und Verarbeitungsflotte des Fischkombinats Rostock-Marienehe, kam Jürgen David 1960 nach Brandenburg an der Havel. Der den Facharzt Chirurgie mit späterer Spezialisierung zur Unfallchirurgie anstrebende Arzt traf hier sicher nicht die schlechtesten Arbeitsbedingungen an: Als Versorgungskrankenhaus im Einzugsgebiet einer Transitstrecke von Westdeutschland nach Berlin konnte seine Unfallchirurgie schon eine überdurchschnittliche medizintechnische Ausrüstung vorhalten. Dennoch - Implantate und Instrumente waren dem westdeutschen Standard nicht vergleichbar. „Viele Behandlungen oder Operationen hätte uns unser Können gestattet, das Material jedoch nicht“, resümiert der heute 75jährige. Mit der DDR stand er nicht auf Kriegsfuß.



Dass die Ärzteschaft auch im Arbeiter- und Bauernstaat eine durchaus privilegierte Schicht darstellte, war ihm schon bewusst. Mit der staatsstragenden Idee ging er größtenteils konform, ohne aber der SED beigetreten zu sein. Die sukzessive Entartung der sozialistischen Idee wurde jedoch auch ihm immer deutlicher. Einen Anwerbungsversuch des MfS als IM lehnte David höflich aber entschieden ab. Konsequenzen hatte das keine. Man ließ ihn in Ruhe. Das war umso erstaunlicher, als der Gründervater des Brandenburger Ärzteschings eine Institution ins Leben gerufen hatte, aus deren Bütt unverhohlen scharfe und geschliffene Attacken gegen Partei und Regierung geritten wurden. „Ob man das von staatlicher Seite als Überdruckventil auffasste? Ich weiß es nicht.“ Das Menetekel der Wende, dass sich in der Massenflucht Zehntausender DDR-Bürger über Ungarn und der Tschechoslowakei abzeichnete, sah David mit Besorgnis. „Wenn die alle gehen, wer soll dann hier noch etwas bewegen“, fragte er sich. Er ging nicht. Amüsiert berichtet er, welch große Augen die Ungarn machten, als seine Frau und er auf der Rückreise von Bulgarien keine Anstalten machte, nach Österreich zu fahren. Flucht wäre auch nicht mehr nötig gewesen, denn kurze Zeit später kollabierte die Mauer.

Von diesem epochalen Ereignis erfuhr er erst am Tage danach – bis in die Nacht hinein stand er an jenem Abend an der Tischtennisplatte. Den um seine Patienten besorgten David ärgerte es jedoch, dass einige Kollegen am 10.11. 89 bei den Pass- und Meldestellen für einen Stempel anstanden, der die Fahrt nach dem Westen ermöglichte, während man im Krankenhaus nicht mehr wusste, wie ein ordentlicher Klinikbetrieb aufrecht zu erhalten sei. Dann aber flutete der Westen über die Elbe. Bananen und Vertreter ergossen sich in das, was von der DDR noch übrig war. Sich auf die Gelbfrüchte zu stürzen, empfand Jürgen David als würdelos, den plötzlichen Segen eines medizintechnischen Materials von bisher kaum gekannter Qualität und Auswahl jedoch begrüßte er als segensreich. Endlich konnten Behandlungen geplant und durchgeführt werden, die bis dahin kaum denkbar waren. Das war auch für den Unfallchirurgen eine spannende und herausfordernde Zeit. Skurrilitäten der neuen Marktwirtschaft aber verschonten seine Abteilung nicht. Ein Produktmanager, wie sich die Vertreter zu nennen begannen, wechselte beispielsweise die Firma und – was gestern noch das Nonplusultra auf dem Markt war, wurde im nächsten Augenblick als Tinneff deklariert, was man doch wohl schleunigst nach Russland schicken sollte. Man habe da etwas viel besseres... David selbst wurde D-Arzt und musste sich mit den neuen Gegebenheiten der Berufsgenossenschaften befassen, über deren

bürokratischen Bearbeitungsaufwand er schon erstaunt war. Langsam erkannte er Vor- wie auch Nachteil des Gesundheitsmarktes in der neuen Zeit. Es ging um Geld, Geld und nochmals Geld. Die oftmals wiederholten Worte der einstigen westdeutschen Unfall-Patienten von der Transitstrecke: „Bei ihnen herrscht noch so eine zwischenmenschliche Wärme“, bekamen vor diesem Hintergrund eine andere Bedeutung. Eine Bedeutung nämlich, über die das Nachdenken auch noch 20 Jahre nach der Wende lohnt.

Der Diplomat

Hans Otto Bräutigam und die Wendezeit

Dr. Hans-Otto Bräutigam gewährte das Interview am 14. September 2009 in seinem ehemaligen Arbeitszimmer in der ebenfalls ehemaligen Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der DDR in Berlin-Mitte, Hannoversche Straße. Dem Interview hospitierten mit freundlicher Genehmigung Herrn Dr. Bräutigams der Pressestab des Bundesforschungsministeriums und Studenten der Hamurg Law School.

Michael L. Hübner

Nein, aus Brandenburg an der Havel stammt der vorletzte Ständige Vertreter der Bundesrepublik bei der DDR nicht. Unbekannt ist die Chur- und Hauptstadt dem Juristen, Diplomaten und Justizminister der Brandenburger Landesregierung und Manfred Stolpe dennoch nicht. Im Gegenteil. Schon in seiner Zeit als höchster Vertreter Westdeutschlands besuchte er die Havelstadt des Öfteren und erinnert sich beispielsweise noch rege an die Ausstellungen, die im Dom gezeigt wurden und wahrscheinlich nur dort gezeigt werden konnten. Auch nach der Wende war er ein häufiger Gast in den Mauern der alten Dreistadt. Er, der nach zwei Diktaturen den Rechtsstaat zurück in die Mark brachte und den beliebten und erfolgreichen Generalstaatsanwalt Erardo Rautenberg berief, besuchte das Oberlandesgericht, die Generalstaatsanwaltschaft und – natürlich auch die Justizvollzugsanstalt auf dem Görden.

In der Loriotstiftung wirkte Bräutigam mit und engagierte sich an führender Stelle in der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft, die sich der jahrzehntelang unterrepräsentierten Belange der Zwangsarbeiter annimmt. Stellt man die lange, unselige Tradition der Zwangsarbeit in Brandenburg in Rechnung, dann finden sich auch hier Berührungspunkte. Der 1931 in Völklingen/ Saarland geborene Bräutigam legte 1950 an einem Benediktinergymnasium in Meschede/ Westfalen das Abitur ab. Heute noch bekennt er sich stolz zu dem liberalen Geist dieser Schule. Nach einem Studium der Staats- und Rechtswissenschaften und erfolgter Promotion, schlossen sich noch zwei Studienjahre an der Sorbonne und an der Harvard Law School an, wo er sich das Rüstzeug erwarb, um ab 1962 ins Auswärtige Amt (AA) einzutreten.

Auf den jungen und hochgebildeten, geschmeidigen, doch in der Sache festen Bräutigam warteten hier die ersten Konfrontationen, die sich anbahnten, als überkommene Denkmuster, die teils noch von Vorkriegsmitarbeitern des AA getragen wurden, sich an der neuen Ostpolitik Willy Brandts rieben und stur auf dem harten Kurs gegenüber den Kommunisten beharrten. Bräutigam, zunächst einer der drei persönlichen Referenten des damaligen Außenministers Gerhard Schröder (CDU) und ab 1969 dem Deutschlandreferat zugeteilt, unterstützte den Wandel durch Annäherung, was ihn für seinen späteren Dienst unter dem großen Hanseaten Günter Gaus in der Hannoverschen Straße empfahl. Parteipolitisch ungebunden

zählte der knapp Vierzigjährige als Mitarbeiter von Egon Bahr zu den Architekten des Grundlagenvertrags, die, ohne dass man das damals schon ahnen konnte, die Entwicklung zur beinahe zwei Jahrzehnte später sich vollziehenden politischen Wende in der DDR ebnen halfen. Als er dann selbst zum Ständigen Vertreter ernannt wurde, ließ Bräutigam, obgleich einen ruhigen, bedachten und überlegten Kurs gegenüber der DDR-Obrigkeit fahrend, das Ziel der Deutschen Einheit nie aus den Augen. Stetige und beharrliche Verhandlungen, die auch und gerade die Erleichterung der deutsch-deutschen Kommunikation auf der Ebene der einfachen Menschen zum Ziel hatten, aber auch häufige Empfänge in der Ständigen Vertretung (StäV) führten dazu, dass die Mauer immer mehr an der von ihren Erbauern gewünschten Intransparenz verlor.

Der zunehmende ökonomische Druck, der seit Anfang der Achtziger auf der DDR zu lasten begann, deren hoher Sozialleistungsanspruch, der exorbitante Unterhalt von MfS und Mauer – all das führte zu einer steigenden Gesprächsoffenheit in Ostberlin. Die zunehmende Abhängigkeit vom ungeliebten großen und wirtschaftsmächtigen Bruder BRD führte zu manchen Zugeständnissen, die zehn Jahre früher dem Politbüro noch nicht abzutrotzen gewesen wären. Dennoch wurde auch Bräutigam trotz des sich abzeichnenden Kollaps der DDR vom Fall der Mauer überrascht. Als dann aber sein Traum, die Wiedervereinigung, Gestalt annahm, setzte er alles an eine erfolgreiche Umsetzung des in der Geschichte einmaligen Szenarios. Auf der Habenseite sieht er einen hervorragend abgeschlossenen politischen Transformationsprozess hin zur Demokratie und ihren Institutionen und speziell auf seiner Strecke, die exzellente Installation der Rechtsstaatlichkeit.

Die neuen Bundesländer erfuhren eine unglaublich rasante Erneuerung ihrer Infrastruktur. Dass die Industrie nicht proportional mitwuchs, sieht Bräutigam unter anderem einigen irreversiblen Fehlern während des Wiedervereinigungsprozesses geschuldet. Manche Eigentumsregelungen waren schlichtweg mangelhaft und ungerecht. Unter dem Strich aber wurde für den Spitzendiplomaten, dessen Tätigkeitsfeld sich 16 Jahre lang im Zentrum der deutsch-deutschen Politik befand, ein Traum wahr, an dessen Verwirklichung er nie aufhörte zu arbeiten, obgleich das Ziel der Wiedervereinigung mit jedem Jahr in nebulösere Fernen zu entschwinden schien. Die Geschichte gab Bräutigam und seinen Mitstreitern recht. Alleine das zählt.

Der letzte Mohikaner

Hank Teufer und die Wendezeit

von Michael L. Hübner

Die Wende hatte Hank Teufer an den Havelstrand gespült, ihn, den 1959 in Roßwein bei Dresden Geborenen. Sicher, Teufer hatte der DDR einiges zu verdanken gehabt, die Ausbildung an der Filmhochschule Babelsberg, die ersten Arrangements in Zittau und Neustrelitz – unter den Marotten des Arbeiter- und Bauernstaates litt er jedoch zur Genüge. Seine spätere Frau wohnte am Griebnitzsee: die Grundstücks- war gleichzeitig die Staatsgrenze. Wenn Teufer die Liebste besuchte, so riskierte er jedesmal Leben und Freiheit. Denn die Wohnung lag im Sperrgebiet. Einen Passierschein bekam er erst später und diesen auch nur fürs Wochenende und zu Feiertagen ausgestellt. Blickte er dann vom Balkon aus, auf den er kein Fernglas mitnehmen und unter dem er auch keine Leiter liegen lassen durfte, nach Westberlin hinüber, dachte er: „Eher kommst du auf den Mond, als an dieses nahe und doch so ferne andere Ufer...“ Andererseits, seine



Welt, das Theater, bot couragierten Regisseuren und Mimen in der DDR Chancen, die so in der freien Welt selten geworden sind. Das Bühnenspiel brauchte sich nicht nur auf Boulevard und seichte Unterhaltung festzulegen, sondern konnte seine Verantwortung als gesellschaftsgestaltende Institution wahrnehmen, konnte sich nachhaltig einmischen, konnte provozieren. In Zittau gab

das Ensemble, in dem der junge Mime Teufer mitspielte, unter Robert Silberstadt Majakowskis „Schwitzbad“. Zum Zerreißen gespannt war die Atmosphäre im Theater nach dem Fall des letzten Vorhangs – niemand wagte zu klatschen. Das Stück aber war aussagemächtig und spürbar in die Herzen seines Publikums eingedrungen. Dennoch machte Teufer seinem Unmut über das herrschende System Luft, als er noch vor den Wendejahren aus dem FDGB austrat. „Das hat aber Konsequenzen für Ihre Besetzung!“ raunte sein damaliger Neustrelitzer Oberspielleiter Reinhard Hellmann. „Die gesellschaftlichen Veränderungen waren aber auch so was von überfällig...“, sinnierte derselbe Hellmann nach dem Zusammenbruch des Sozialismus.

Mit der Wende aber sollte sich noch weitaus mehr ändern, als die Weltanschauung eines Oberspielleiters aus der Provinz: Teufer, der mittlerweile zu einer der ganz wenigen freien Ensembles der DDR gehörte, musste mitansehen, wie über Nacht alle Verpflichtungen weg brachen: Die Klubhäuser der Kommunen, die Betriebsspielstätten, die NVA, die FDJ – niemand hatte mehr Geld für die Kultur, jeder rang selbst ums Überleben. Dem märkischen Pallenberg blieb die Erfahrung eines halben Jahres Arbeitslosigkeit nicht erspart: Die Brandenburger Theatertruppe, in die ihn Harald Arnold und Sylvia Kuckhoff einst geholt hatten, wurde noch unter Brandenburgs schillerndstem Intendanten Ekkehard Prophet aufgelöst. Doch Teufer, Workaholic, Organisationsgenie und unverbesserlicher Optimist, nutzte die Zeit und wagte den Sprung in die Selbstständigkeit. Das event-theater wurde am 11.11.2000 gegründet und später die eigene Produktionsfirma „teufer-productions - Kultur der Ess-Klasse“.

Das bis heute in der Brandenburger Theaterlandschaft ungebrochen erfolgreiche event-theater ging damals als Verein schon mit 40 eingeschriebenen Mitgliedern an den Start. Brandenburger Mittelständler und Bürger, ja, die Stadt selbst unterstützen seit neun Jahren diese freie Truppe, die seit Jahren die Havelstädtische Kulturszene tragend bereichert. Ein vitales und lebendiges Künstlerbiotop ist die kulturelle Seele, das Herzblut einer Gemeinde. Beides drohte mit der Aufgabe des Brandenburger Theater-Ensembles zu sterben.

Das wollte und konnte Teufer, mittlerweile einer der letzten Mohikaner der einstigen Brandenburger Truppe, nicht zulassen. Seine Produktionen erfreuen sich mittlerweile überregionaler Popularität. Sogar die brandenburgische Landesvertretung lud Teufer für den 19.10. nach Berlin, zur Aufführung seines gefeierten „Dienstags bei Morrie“. Die Wendezeit, die für Teufer so tiefe Inzisuren brachte, ist auch diesem Vollblut-Theatermann nicht unvergessen. Zum Wendejubiläum 1999 inszenierte er als Gastregisseur sein eigenes Stück „Ostmose – ein Fall für Zwei“. In diesem Jahre bringt er anlässlich des 9. November das Stück „Das deutsch-deutsche Geheimnis“ auf die Bühne, in dem er den Beweis antritt, dass die deutsche Nation auch zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall dem Denken und Fühlen nach kurioserweise noch immer in zwei Ethnien gespalten ist. Man darf gespannt sein.

Die Kraft der leisen Töne

Christina Dishur erinnert sich an die Wendejahre

von Michael L. Hübner

Der Krieg hatte den Eltern nicht viel gelassen. Doch die Liebe zur Familie, die konnte ihnen niemand nehmen. So war es eine warme, eine fürsorgliche Welt, eine Welt des kulturvollen Miteinanders, in die Christina Dishur im März 1955 hineingeboren wurde. Es war die Art Familie, in der trotz Behütung – sicher auch eine Folge der Kriegstraumatisierung der Eltern – der Widerspruchsgeist wächst. Ein Klima, das Persönlichkeiten schafft, die sich nicht kritiklos in einem autoritären Staat einzurichten. Den Beruf einer Heimerzieherin erlernte Christina Dishur. Ihr Leben spielte sich im kirchennahen Bereich ab. So gab es lange Zeit wenig Berührung und wenig Reibereien mit der sozialistischen Obrigkeit. Die Kirche bot Vielen



ein schützendes Dach. Das änderte sich mit einem Schlag, als Christina Dishur gemeinsam mit einer Kollegin an einem von Westberlinern im Osten angebotenen Seminar über Familien- und Paartherapie teilnahm. Ein Novum in der DDR. Vergleichbares gab es nicht. Aufgeregt diskutierten die beiden Frauen das Gehörte auf der Heimreise in ihrem Auto und verpassten eine Autobahnabfahrt. Geradewegs steuerten der Wagen auf den Grenzübergang Dreilinden zu. Als sie dessen gewahr wurden, hatte die VP sie auch schon im Visier. Bis Mitternacht hielt man die Verhafteten in Potsdam fest. Zu unglaublich erschien den Genossen die Erklärung.

Unfug! Die wollten einfach bloß in den Westen abhauen! Basta! Derweil warteten zu Hause zwei kleine Töchter auf die Heimkehr ihrer Mutter... Die Zweifel an Christina Dishur waren aus Sicht der Polizei nicht unberechtigt. Schon als Teenager wurde sie in der Kategorie "feindlich-negatives Element mit subversiven Ambitionen" geführt. Der häufige Besuch christlicher Jugendlicher aus Mannheim, angeblich alles Verwandtschaft, der Umstand, dass bei ihr, die damals schon einen Telefonanschluss besaß, viele systemkritische Fäden aus Brandenburg zusammenliefen, dieses ganze Engagement im Friedenskreis zu einer Zeit, als noch nicht einmal an Gorbatschow zu denken war – das alles machte Christina Dishur doch sehr suspekt. Dennoch ließ man sie 1986 zu einer vierzehntägigen Dienstreise in den Westen reisen. Selbstredend verblieben die Töchter in der DDR! Hoffte man, die störende Frau billig loszuwerden um dann die Seelen der Kinder für die Partei retten zu können? Doch Christina Dishur kam zurück. Und immer wieder dachte sie: Wenn doch die übermächtigen Russen nicht im Lande stünden! Man könnte dann leichter etwas zum Positiven bewegen. Dann aber erwuchs mit Gorbatschow ausgerechnet aus dem Kreml ein "Kräftezusub". Man wurde mutiger, kühner im Auftreten. Es zeichnete sich aber auch ab, dass die Formierung einer Opposition keineswegs mehr

das Jugendabenteuer von einst war. Die alten Machthaber wurden nervös. 9 IMs setzten sie auf Christina Dishur an. Kurze Zeit später gehörte sie dann zu denen, die mit dem 1. Sekretär der SED-Kreisleitung Winfried Mitzlaff an einem Tisch saßen. Mitzlaff hatte geladen, den Tisch mit Kaffee und Kuchen gedeckt und – erbat von den „Subversiven“ ein Rederecht auf der Demonstration vom 11.11.89. Die Machtlosen von gestern gewährten es ihm. "Die Zeit war irgendwie daneben...", sinniert Christina Dishur. Die Angst, wie sich die Dinge entwickeln würden, war präsent. Würde Mitzlaff immer noch Kaffee und Kuchen hinstellen, wenn sich die Dinge morgen drehen würden? Die Demonstration – würde sie friedlich bleiben? Wie viele würden kommen? Was, wenn einige austickten, provozierten, randalierten? Es blieb zum Glück ruhig. Mitzlaff sprach. Das Volk buhte, Wolfgang Rudolph drehte das Mikrofon ab.

Doch niemand kam zu Schaden und die Russen blieben in ihren Kasernen. An einigen Runden Tischen saß Christina Dishur dann noch, später wurde sie Kommunalpolitikerin in der SVV. "Das war meine Sache nicht", resümiert die studierte Sozialpädagogin, Supervisorin und Coacherin heute. "Zu ungestüm das Temperament. Ich nehme zu schnell Dinge persönlich." Einige Entscheidungen von damals bereut sie nachgerade. Trotzdem war eine spannende, eine aufregende Zeit, in der man etwas gestalten konnte – „...aber wir haben auch erheblich Fehler gemacht." Und dann erzählt sie von denen, die zu den Leuten vom Friedensarbeitskreis kamen, um sich für den Erhalt ihrer Posten einen Persilschein bezüglich ihrer Tätigkeit als IM ausstellen zu lassen. Und sie erzählt, wie unterschiedlich und differenziert die Motivationen derer waren, die sich einst mit der Stasi eingelassen hatten und wie schwierig eine sachgerechte Beurteilung der einzelnen Fälle. Das liegt nun hinter ihr. Heute ist Christina Dishur mit ihrem Beruf ausgefüllt, mit ihrer Familie, für die sie dankbar ist und ihrer Liebe zur Musik, zur afrikanischen vor allen Dingen. Ein wenig kontrastieren die Buschtrommeln zu der ruhigen und besonnenen Frau, die so aufmerksam zuhören kann und geistreich das Gehörte zu wägen versteht. Und die endlich all die Bücher lesen kann, die vor der Wende kaum zu bekommen waren...

Ein Mann verschwindet

Keine Spur von Professor Dr. med. Georg-Hans Großmann

B. St. Fjöllfross

Sic transit gloria mundi, pflegten die alten Römer leicht melancholisch Sangehaucht zu sagen, wenn Dinge, die noch gestern ehern und festgefügt schienen, nur um ein Weniges später den Weg alles Vergänglichen beschritten. Wehmütig klagte das Barock der glanzvollen Pracht des untergegangenen römischen Imperiums hinterher, von dessen einstigem Glanze nur noch triste Ruinen zeugten. Dieses Schicksal scheint ubiquitär zu sein. Selbst große Namen, wie die Goethes, Bachs oder Einsteins werden wohl über kurz oder lang im Orkus des Vergessens verschwinden und nichts wird es sein mit Faustens frommer Idee, sein Name könne nun nicht mehr in Äonen untergehen. Er kann, er kann. In der Zeit der allgemeinen Verblödung kann er das allzumal und mit behender Leichtigkeit. Informationszeitalter? Im Internet wäre das Gedächtnis der Welt gespeichert? Die Menschen würden unutilgbare Spuren hinterlassen? Zweifel überkommen uns.

Da wirkte am Brandenburger Krankenhaus einst ein Mann, der hieß Georg-Hans Großmann. Das war nun nicht irgendein Mann. Er war zu dem Zeitpunkt seines Ausscheidens Ärztlicher Direktor des Hauses, Chef der Frauenklinik und – so heißt es, er sei im Nachkriegsbrandenburg ein

ranghoher Funktionär des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes gewesen. Prof. Dr. Großmann habe das Gesundheitswesen nach dem Kriege in der Chur- und Hauptstadt wieder aufgebaut. Ein respektable Mann. Eine große Persönlichkeit. Letzter Wohnsitz in der Hochstraße, keine hundert Meter von seinem Büro im ersten Stock des Walter-Ausländer-Flügels des Bezirkskrankenhauses von 1928 entfernt. Im ersten Stock dieses schönen Spätjugendstilbaus, südlich der Station F3 residierte der Professor. Er muss sogar ein Reisekader gewesen sein, denn kurz vor seinem Tode im Jahre 1973 oder 1974 war er noch einmal auf Zypern, in Nikosia, zu einem Kongress?

Das ist auch alles, was der Preußische Landbote vage über den einstigen Chef des bedeutenden märkischen Krankenhauses in Erfahrung zu bringen vermochte. Es gibt noch eine Dienstanweisung für seine Ärzte, maschinenschriftlich geschrieben von seiner 1971 verstorbenen Chefsekretärin Heidi Hübner, handschriftlich von ihm unterzeichnet ... und das war's dann auch schon.

Die Archive wissen nichts mehr von Prof. Dr. Georg-Hans Großmann. Er gehörte nicht zur Nomenklatura, deren Personalakten über die gewöhnliche Aufbewahrungsfrist eingelagert werden. Sein Grab ist unbekannt. Es soll wohl auf dem Neustädtischen Friedhof gewesen sein. Mittlerweile ist es wohl auch schon eingeebnet oder neu belegt worden. Er ist verschwunden aus den Akten und aus dem Gedächtnis der Menschen. Kein Hahn kräht mehr hinter dem verdienstvollen Manne hinterher, während große Schurken im weißen Kittel, wie die berühmte Oberärztin Dr. Friederike Pusch (1905-1980) ein munteres Nachleben im „Weltgedächtnis“ führen. Der chirurgische Oberarzt des städtischen Krankenhauses Dr. Rudolf Bimmler, SS-Mitglied, der nach dem Kriege in Cuxhaven weiterpraktizierte, kann sich noch so la la in der Literatur behaupten. War er doch Leiter des berühmten „Ausländerkrankenhauses“ Brandenburg an der Havel, eines erbärmlichen Baracken-Lazaretts für die in Brandenburg eingesetzten Zwangsarbeiter, und Initiator der Methode, den Geköpften des Zuchthauses Brandenburg das Blut für die Aufbereitung von Blutkonserven abzunehmen.

Der Name eines verdienstvollen Gynäkologen aber, eines großartigen Menschen, ist schon sechsdreißig Jahre nach seinem Tode nicht mehr präsent, seine einstige Existenz verweht. Sic transit gloria mundi. Wenigstens dieser Artikel soll erinnern an Prof. Dr. med. Georg-Hans Großmann, einen Mann der das Gedächtnis seiner Mitmenschen und Nachfolger verdient und nicht bekommen hat.

Evelyn Hübner

B. St. Fjöllfross

Man hat hochgerechnet, dass etwas mehr als Einhundertmilliarden Menschen seit Adam und Eva den Globus bewohnten. Einhundertmilliarden. Eine unvorstellbar hohe Zahl. Und doch war jeder einzig und alle, alle hatten sie, bis auf die sechs Milliarden, die zur Zeit leben, den Weg alles Irdischen gehen müssen, den Weg, der keine Rückkehr zulässt. Viele von ihnen hinterließen ihren Hinterbliebenen ein finsternes Loch ohnmächtigen und grausamen Schmerzes. Viele von ihnen hätten wohl ein Tadj Mahal gewidmet bekommen, wenn es denn in der Macht derer gestanden hätte, die es ihnen nicht zu errichten vermochten. So auch diese Eine, die Lausitzer Prinzessin Evelyn Hübner, der ewige Stern am sorbischen Himmel. Was tut es, dass auch ihr Name einst in den Äonen untergeht, die schon einhundertmilliarden Menschen vor ihr verschlungen haben? Was tut es, dass sie dieser Welt kaum Spuren aufprägte, außer die ihrer großen Güte

und Liebe, kaum mehr wahrgenommen in einer Epoche des Wahnsinns, die sich in nichts von den Epochen zuvor unterscheidet? Tot ist eine bildschöne, kluge und herzenswarmer Frau. Der 12. Januar 2010 jährt das Datum ihres Verlöschs zum 12. Mal. Es wird sich irgendwann zum Millionsten Male jähren und niemand wird danach fragen. Sie war wichtig Wenigen und wird es diesen bleiben, solange sie leben. Die Erinnerung an Evelyn Hübner wird mit diesen wenigen untergehen und irgendwann wird auch die Stätte ihres Grabes in Dahme in der Mark nicht mehr sein. Es tut nichts zur Sache. Sie war eine große Seele – das alleine zählt. Ihr Leiden war so unendlich groß wie ihre vollständige Schuldlosigkeit.

Was hätte der Rebbe Joshua mehr gelitten? Kann man Leid aufrechnen? Ihr Gott hat sie im Stich gelassen, und nicht nur Er. Aber das ist diese Welt, die dieser verräterische und treulose Gott geschaffen und dann ihrer eigenen Verkommenheit anheim gegeben hat. Seine Tochter Evelyn hat ihm vertraut. Wie viele taten das vor ihr und brüllten in endlosem Schmerz wie Sein Sohn: Eli, Eli, lama asaphani? Ist diese Blasphemie der Hölle wert? Das ist egal. Die Hölle war, wo sie litt. Die Hölle ist, wo sie nicht mehr ist. Schläfe wohl, Evelyn Hübner! Schläfe Du in der kalten Erde den Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Wenn Gedanken und Liebe Dich wärmen können, dann sollst Du es wenigstens warm haben in jenem verfluchten Verließ, in dem Dich Dein Gott verderben ließ. Einhundertmilliarden Menschen. Du warst eine von ihnen. Und Du zähltest zum Besten, was diese Gattung je hervorgebracht hat. Genutzt hat es Dir wenig, eher geschadet. Wenn der christliche Jenseitsglauben Unfug ist, so liegt daran wenigstens der Trost, dass Dich Deine Leiden nun nicht mehr quälen können. Schläfe wohl, kleine, arme, tapfere Maus. Der Tod löscht alle Schuld. Nur nicht die der Überlebenden. Überleben kann ein Fluch sein.

Fachtagung Stadtumbau

Vor zwanzig Jahren bekamen die deutschen Städte östlich des Eisernen Vorhanges noch einmal eine zweite Chance

Kotofej K. Bajun

Vom rasanten Verfall bedroht, weil die DDR den Erhalt und die Restaurierung der ererbten Bausubstanz teils weder leisten wollte noch konnte, bedeutete die Wende für viele architektonische Schmuckstücke und Ensembles, die mittlerweile auf das Erscheinungsbild eines kachektischen Aschenputtels herabgesunken waren, die Rettung in letzter Minute. Die Fachtagung, die das Brandenburgische Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft am 30. November 2009 im Rolandsaal ausrichtete, befasste



sich jedoch nicht nur mit einer ausführlichen Retrospektive. Natürlich ließen es sich die Referenten, unter ihnen Kommunalpolitiker aus der Havelstadt, Cottbus, Wiesenburg, Neuruppin und Luckau nicht nehmen, den oft dramatischen Verlauf der Rettung ihrer Gemeinden sehr detailliert zu schildern. Vorher-Nachher-Bilder weckten dabei Erinnerungen, die, geschuldet den zwanzig Jahren Alltagsbewältigung seither, bei vielen Zeitgenossen einfach nicht mehr präsent sind. All den (N)ostalgikern und Ewiggestrigen hätte die Auseinandersetzung mit diesen fotografischen Dokumenten sicherlich gut getan. Den etwa 80 Teilnehmern der Veranstaltung ging es aber um weit mehr als eine selbstverliebte Nabelschau. Sinn der Tagung war vor allem, den oft ebenso schwierigen wie auch schmerzhaften Prozess des Stadtumbaus, der bis heute ungebrochen anhält, aufzuarbeiten und Folgerungen für das zukünftige Handeln abzuleiten.

Denn nicht nur die bedrohte Kernsubstanz stellte den Fortbestand vieler ostdeutscher Kommunen in Frage. Der demografische Wandel und die seit der Wende anhaltende ökonomisch bedingte Migration zumeist leistungsstarker Bevölkerungsgruppen in den Westen stellen die Städte und Gemeinden östlich der Elbe auch zwanzig Jahre nach der Wende vor harte Prüfungen. So musste die Cottbuser Stadtplanerin Doreen Mohaupt bedrückt konstatieren, dass die kreisfreie Lausitzmetropole jüngst ihren Status als Großstadt mit dem Unterschreiten der 100.000 Bewohnermarke verlor.

Wurde während der Standortplanung, die zeitlich mit der BUGA 1995 einherging, noch von einem Bevölkerungszuwachs bis 2020 von 125.000 auf 150.000 ausgegangen, so stellt sich gegenwärtig dar, dass Cottbus dem mit der BUGA aufgebauten Erwartungsdruck auf Dauer nicht standzuhalten vermochte. Allein dieses Beispiel der sorbischen Zwillingsstadt Brandenburgs an der Havel verdeutlicht, dass allein mit der Ausrichtung einer solchen nationalen Großveranstaltung noch kein garantierter Wechsel auf eine nachhaltige Erfolgsgeschichte ausgestellt ist. Umso bedauerlicher ist es, wenn Bemühungen einer Stadt den Weg zu größerer Attraktivität schon in ihrem Eingangsbereich zu ebnen, wie denn mit der Planung der neuen Brücke über den Stadtkanal zum Paulikloster geschehen, von Mitbürgern und Abgeordneten unterminiert werden, die sich des langfristigen Zugewinns aufgrund einer solchen Investition nicht bewusst zu sein scheinen.

Die Wohn- und Lebensqualität einer Stadt zählte der ebenfalls als Referent anwesende Brandenburger Baubeigeordnete Michael Brandt zu den weichen Standortfaktoren. Es mehren sich allerdings die Stimmen, welche mittlerweile das Wort „weich“ durch sein Gegenteil substituiert wissen wollen. Insofern dürfte auch die Initiative „Lückenloses Luckau - eine Stadt stärkt ihre Mitte“ von Brandenburg an der Havel mit großem Interesse beobachtet worden sein. Negative synergetische Effekte, wie sie Ludger Baba, Geschäftsführer der komet-empirica GmbH, in den Fällen postulierte, in denen eine verkommene Immobilie allein durch ihren Verfall den Wohnwert der gesamten Nachbarschaft bzw. des Quartiers mindert, dürften der Dreistadt an der Havel nicht unbekannt sein. Man denke an das Gotische Haus, das gegenüberliegende nördliche Eckhaus Ritter-/ Bäckerstraße, das Quitzowhaus oder das Bergschmidt-Haus. Oder man besche sich einfach nur das deprimierende Beispiel des Hotels „Zum Bären der Hauptstraße, die Kaufhalle Mitte ...

Unterschwellig mahnte Baba die Legislative an, den Handlungsspielraum der kommunalen Verwaltung gegenüber privaten Immobilienbesitzern auf der einen Seite zu erweitern, auf der anderen Seite jedoch privaten Investoren mit lohnenden Steuermodellen lukrative Investitionsanreize zu bieten. Begreift man eine Kommune als lebendigen Organismus,

so sind Ausdehnungsschwankungen, Flächenumwidmungen, massive Veränderungen in Infrastruktur und Stadterscheinung folgerichtige Prozesse. Wichtig jedoch ist eine ausgewogene, von vernünftigen und durchdacht ausgehandelten Kompromissen getragene Umsetzung, die den Interessen der Bevölkerung auch auf lange Sicht Rechnung trägt. Insofern klang die zunächst häretisch anmutende Forderung Brandts nach einer Entschleunigung des Entscheidungsprozesses durchaus vernünftig. Mit den Sünden eines verfehlten Stadtumbaus werden sich nämlich noch die Folgegenerationen herumärgern müssen. Genau diese Dimensionen aber haben für Stadtplaner und -gestalter bindend zu sein. Ansätzen, diktiert von persönlichen Profilneurosen oder Eitelkeiten, die sich innerhalb kurzer Zeiträume bestätigt und verwirklicht sehen möchten, ist daher entschieden entgegenzuwirken.

Frisches Kanonenfutter fürs Paschtunenreich

Präsident Obama braucht neue Soldaten

Don Miquele Barbagrighia

Trat Präsident Obama nicht vor Kurzem noch mit dem feurigen Slogan an: Bring the boys back home? Keine Rede davon, dass er das nicht immer noch vorhätte. Nein, nein. Doch zunächst einmal müssen weitere 40.000 GIs an den Hindukusch. Denn, vor die Heimreise der bewaffneten Erlöser der Menschheit nach dem Home of the Brave, hat der Gott des Intelligence Design den zwingenden Sieg über die terroristischen Taliban gesetzt. Da liegt der Hund begraben. Verließen nämlich die Yankees nach Vietnam das zweite Mal ein Land, ohne etwas anderes vorweisen zu können als die von Stars and Stripes bedeckten Zinksärge, dann dämmerte möglicherweise dem dümmsten Hinterwäldler aus den Tiefen Arkansas', dass die Realität doch nicht ganz so viel gemein hat mit den vom Pentagon mitfinanzierten Hollywoodstreifen. Den etwas belichteteren Amerikanern ginge ein Seifensieder auf, dass God's own country so peu a peu auf einem Ramus ascendens, einem absteigenden Ast hockt, rsp. sich seit einem Jahrzehnt im freien Fall befindet. Cowboyland hat abgewirtschaftet!

Die Geschichte hat die Karten wie immer in logarithmischen Abständen auf dem Globus neu verteilt – China schickt sich an, die Weltherrschaft zu übernehmen. Das Reich der Mitte fackelt nicht lange. Schon jetzt firmieren die Chinesen als Supermacht. Vielleicht würde der Plan zur Befriedung Afghanistans, an dem schon das Empire und das russische Bärchen jammervoll scheiterten, umsetzbar sein. Dann aber müsste Präsident Obama um die restlichen Verbündeten nicht bei denen treu- und kraftlosen Europäern hausieren gehen, die gerade mal so 10.000 Soldaten zusammen stottern. Und da wir gerade dabei sind: Unsere polnischen Nachbarn, die sich seit der Ära der unseligen Brüder Kaczynski besonders eifrig bemühen, sich den Amerikanern zu empfehlen, wollen gleich 2.000 Polen entsenden, vier mal mehr als das Empire. Na, schau mal einer an! Vielleicht ist auch wieder eine neue Nationalhymne fällig, die in Analogie zu „Marsz, marcz, Dabrowski...“ heißen könnte: „Marcz, marcz, Tusk, do Polski...“. Man weiß es nicht. Man hätte eben nur hoffen wollen, dass die Polen von jeglicher Art Krieg die Schnauze gestrichen voll haben, nach all dem, was sie in der Vergangenheit zu durchleiden hatten.

Sei es drum. Zurück nach Kabul! Also, Mr. President, wir sehen nur eine Chance, wie Afghanistan dauerhaft zu befrieden ist: Klopfen Sie an die Türe der Verbotenen Stadt! Reden Sie mit den Han-Chinesen! Die helfen gerne bei solchen Abenteuern. Und aus der Historie wissen wir, dass die dabei

nicht kleckern, sondern klotzen. Was 40.000? Lächerlich. Die Chinesen hängen drei Nullen dran, ohne mit der Wimper zu zucken. Und dann hat jedes afghanische Schulmädchen und jeder Opiumbauer seine persönliche Maschinenpistole am Kopf, jeder Taliban derer sogar zwei. Dann ist Ruhe! Man nennt das das tibetanische Modell! Allerdings, und dahinter vermuten wir die bezeugte Zurückhaltung der amerikanischen Emissäre am Yangtse, steht zu befürchten, dass in der nächsten chinesischen Schulbuchausgabe bereits nachzulesen ist, dass Afghanistan schon seit Jahrtausenden integraler Bestandteil des chinesischen Reiches war, ist und immer bleiben wird. Das hinwiderum würde Uncle Sam doch sehr kränken. Immerhin geht es doch um SEINEN Einfluss in dieser Region. Also krampft er weiter mit seinen paar Hollywood-Elite-Hanseln, die ihre Zähne außer vor der Kamera besonders dann zu zeigen verstehen, wenn sie einen nackten Feind einzeln und in Ketten vor sich zu liegen haben. Ach, ach, armer Präsident Obama. So klug er auch ist, hat er wirklich daran geglaubt, er, als Präsident, hätte auch nur einen Faden in der Hand, den er ziehen könnte. Die Richtlinienkompetenz der amerikanischen Politik liegt bei der Federal Reserve und die bestimmt, wann 40.000 Zinksärge ihren Heimweg antreten dürfen. Wenn die Fed allerdings demnächst mittels eines Joint Venture in chinesische Hand gelangt, dann hat sich der Inhalt dieses Beitrages sowieso erledigt. Bis dahin: Gooooooooooooo Night Afghanistan!

Gedenken an den Runden Tisch

Pfarrer Christian Löhr moderierte Podiumsgespräch zum 20. Jahrestag des Brandenburger Runden Tisches

Kotofeij K. Bajun

Der Fall der Mauer riss die vor zwanzig Jahren bereits am Boden liegende DDR endgültig in den Abgrund. Was man mit ihrem Bau 1961 verhindern wollte, die Abstimmung mit den Füßen nämlich, die hunderttausende oft gut ausgebildete Facharbeiter und Intellektuelle die Heimat gen Westen verlassen ließ, brach sich nun Bahn. Doch nicht jeder wollte dem Land den Rücken kehren. Die, welche sich zum Bleiben entschieden, mussten das weitere Zusammenleben organisieren. Ein sechsfünfzig Jahre lang entmündigtes Volk, dem jeder Schritt von der Wiege bis zur Bahre von der einen und später von der anderen, jeweils aber der alleinseligmachenden Partei vordiktirt wurde, musste nun quasi über Nacht seine Geschicke selbst in die Hand nehmen. Noch dazu unter Vorraussetzungen, die alles andere als günstig waren. Neue Wege waren zu erschließen, wie den Problemstellungen des Alltags zu begegnen sei, welche Verfahrenswege entwickelt werden mussten, wie man einen demokratischen



und von der Mehrheit getragenen Konsens erarbeitet. Zunächst aber galt es überhaupt erst ins Gespräch zu kommen und das über ehemalige ideologische Gräben hinweg.

Dafür dienten die legendären Runden Tische. Sie waren in Polen schon en vogue, als, wie der deutsche Volksmund sarkastisch witzelte, die Feuerwehren der DDR an der Oder zusammengezogen wurden um zu verhindern, dass der revolutionäre Funke der Solidarnosc überspringt. Erfunden hatte sie wohl einst Britanniens König Artus mit seiner Tafelrunde, deren Sinn darin begründet lag, dass niemand dieser Tafel präsidieren könne – nicht einmal der König. Alle an diesem Runden Tische sollten mit gleichen Rechten begabt sprechen dürfen. In Brandenburg an der Havel wurde der erste Runde Tisch im Pfarrbüro der Dreifaltigkeitsgemeinde aufgestellt. Im Herbst 1989 nahmen die Vertreter der alten, der abgewirtschafteten Macht an ihm Platz, denen de jure noch die Verwaltung der Kommune oblag. In administrativen Angelegenheiten geschult, wurden sie jedoch in keiner Weise mehr von der Bevölkerung akzeptiert.

Neben ihnen saßen die Delegierten der Bürgerrechtsbewegung. Sie waren die Sieger der historischen Ereignisse des Wendeherbstes, in der Verwaltung und Organisation einer Gesellschaft jedoch völlig unerfahren. Ihre Situation glich für einen Außenstehenden ein wenig der Misere Dschingis Chans und seiner Nachfolger, die zwar ein Weltreich aus dem Sattel eroberten, aber auf Dauer nicht zusammenhalten und regieren konnten. Doch so weit brauchte man gar nicht zurückzuschauen: 1945 stand man in beiden Teilen Deutschlands vor einer ähnlichen Herausforderung... Wie dem auch sei – man saß also am Runden Tisch, der keine wie auch immer geartete eingetragene Körperschaft war, der keine Handlungskompetenz besaß und dessen Gesprächsergebnisse lediglich empfehlenden Charakter hatten. Diese Empfehlungen jedoch wurden von Verwaltung und Exekutive sehr ernst genommen. Viele Brandenburger Runde Tische gab es nicht in der Zeit des Übergangs. Sieben waren es wohl an der Zahl. Die wenigen aber, die übrigens von der damaligen Dompfarrerin Radeke-Engst und dem Dreifaltigkeits-Kaplan Krause in der Art von primae inter pares moderiert wurden, dürfen dennoch bis zum heutigen Tage einen gewichtigen und bleibenden Platz in der jüngeren Stadtgeschichte beanspruchen.

Dem Rechnung tragend, lud Gotthardt-Pfarrer Dr. Christian Löhr am 12. November in den Gemeindesaal der Dreifaltigkeitskirche zu einem Podiumsgespräch ein, das der Erinnerung an die Zeit des Runden Tisches vor 20 Jahren gewidmet war. Im Podium selbst hatten bedeutende Veteranen der Brandenburger Bürgerrechtsbewegung Platz genommen, die allesamt aus dem christlichen Umfeld kamen. Da war Kuno Pagel, der den Rekord der meisten auf eine einzige Person angesetzten Stasi-IM hält. Ekkehard Gottschalk und Wolfgang Rudolph, Christina Dishur und Michael Geiersberg stellten sich den Fragen des um die Wendezeit aus dem Erzgebirge nach Brandenburg gekommenen Pfarrers Löhr.

Löhr selbst gab zu Beginn der Veranstaltung noch einmal einen Überblick über die Chronik der turbulenten Ereignisse, die auch in der alten Stahlwerkerstadt Brandenburg an der Havel zu der epochalen Machtverschiebung weg von der SED-Alleinherrschaft führten. Seine sich vor 28 Zuhörenden erinnernden Podiumsgäste ließen darüber hinaus die gesamte Entwicklung der sich zunächst als innerkirchliche Bewegung formierenden Opposition seit Beginn der Achtziger Revue passieren. Gestartet war diese Gruppierung als Friedensarbeitskreis, der sich exponiert um Umwelt-, Abrüstungs- und Wehrdienstverweigerer-Probleme kümmerte. Ihre Appelle an staatliche Organe wurden im Allgemeinen repressiv und mit einem verlogenen Unterton beantwortet. Die SED beschied die Aktivisten beispielsweise, die DDR wäre per se ein Friedensstaat und bedürfe daher

nicht der Arbeit solcher Leute, denen sie schon einmal prophylaktisch eine „feindlich-negative Grundhaltung“ attestierte. Sollten die Arbeitskreisleiter sich nicht zurückhalten, werde die Arbeiter- und Bauernmacht ihre Zähne zeigen. Allein mit dieser vorgetragenen und bösartigen Haltung dokumentierte die SED ihre wahre Einstellung zum Frieden und führte sich quasi selbst ad absurdum. Dabei war es den vielen Bürgerrechtlern nicht einmal zur Gänze darum zu tun, den Sozialismus als Idee abzuschaffen oder die Teilung Deutschlands aufzuheben. Ihnen schwebte ein besseres Gesellschaftsmodell als das des Raubtierkapitalismus vor, für das sie in der DDR die Saat ausbringen wollten. Doch die in den letzten Jahren der Gerontokratie in den Untergang geführte DDR vertrat keine Reform mehr. Zu verbittert war der Großteil des Volkes. Noch einmal aber lebte die nonkonforme und oft sehr teuer erkaufte Opposition in den Beiträgen der Wendeaktivisten auf, welche letztendlich einen Sieg in Form von Freiheit und Demokratie auch für diejenigen Landsleute erstritten, die es nicht wagten ihren Unmut über das System vor Ort und offen zu artikulieren. Noch einmal nahm die wilde, beinahe anarchische Ära Gestalt an. Insofern hätte die Veranstaltung eine weitaus größere Resonanz verdient.

Guido Westerwelle spricht deutschen

Klartext

neuer Regierungsvertreter steckt auf Pressekonferenz neuen Kurs ab

Scholcher M. Druckepennig

Nach der für die F.D.P. so überaus erfolgreichen Wahl wurde Liberalen-Chef Guido Westerwelle eine Zeit lang als zukünftiger Bundesaußenminister gehandelt. Zugegeben – DAS kann sich nun wirklich kaum jemand so recht vorstellen. Nichtsdestotrotz: da gibt also der strahlende Wahlsieger 2009 eine internationale Pressekonferenz und stellt sich den Fragen von Journalisten vieler Länder. Tut er das? Nun ja, als ihn ein englischer Pressevertreter bittet, englisch fragen zu dürfen und darüber hinaus zunächst auf eine englisch gesprochene Antwort reflektiert, blockt der designierte zukünftige Boss des Auswärtigen Amtes freundlich aber bestimmt ab. Man sei hier in Deutschland, er sei Deutscher, da werde halt deutsch gesprochen.

Wäre man in der Heimat des Fragenden, so würde man sich der englischen Zunge bedienen und träte man sich bei einer Tasse Tee, so könne man ebenfalls in angelsächsischem Idiom miteinander parlieren. Aber hier auf dieser Pressekonferenz, da werde halt, den Landessitten folgend, deutsch geredet – und sonst gar nicht. Die Landessitten folgen zwar nun seit Jahrzehnten, besser gesagt seit dem Ende des letzten Krieges, der unseligen Angewohnheit, den Amerikanern und ihrem gequetschten American English hinterzuecheln, ein Devotismus, der letztendlich zur Geburt eines neuen, völlig sinnfreien Gestöhnes auf Erden – des Dinglischen nämlich – führte, dennoch, oder gerade deshalb erhob sich in der deutschen Pressewelt ein Aufschrei, der in der Forderung mündete, Westerwelles Ambitionen auf den Chefposten im AA zu beenden. Ein Außenminister, der nicht englisch spricht oder repliziert – wo gibts denn sowas!

Hier, hier in Deutschland gibt es so etwas wieder und Gott sei Dank gibt es das wieder. Der Preußische Landbote dürfte hinsichtlich seiner nationalen Gesinnung über jeden Zweifel erhaben sein: Wir besitzen keine, jedenfalls keine deutsche. Preußen ist seit Urzeiten ein Vielvölkerstaat mit den

unterschiedlichsten Sprachen in seinen Grenzen: polnisch, russisch, deutsch, jiddisch, sinti, livländisch, pruzzisch, altpolabisch, wendisch etc., etc., etc. Somit sind wir in der Lage, die Äußerung Guido Westerwelles völlig wertfrei zu beurteilen: Der Mann hat aber so was von recht! Natürlich! Er ist Deutscher und er hat in seinem Land verdammt noch mal das Privileg, in seiner Muttersprache angesprochen zu werden und er hat dasselbe Recht in seiner Muttersprache zu antworten. Woher nehmen die Engländer und Amerikaner diese gnadenlose Arroganz, ihre, wenngleich wunderschöne Sprache, als lingua mundi zu deklarieren.

Über Jahrzehnte hinweg kroch die ganze Welt dem amerikanischen Dollar zu Kreuze und sprach derhalben geflissentlich die Sprache, die in der Federal Reserve angesagt ist. Über Jahrhunderte hinweg schufen die Briten mit einem System aberwitzigen Terrors und hinterlistiger Gemeinheit, getrieben von einer schier unermesslichen Gier, ihr Empire.

Auch hier, rund um den Globus, mussten die Neger, Kulis, Kaffer, Kanaken, Inder und Gott weiß wer noch unter der Knute John Bulls dessen Sprache sprechen um wenigstens am Leben zu bleiben. Und aus diesem Gewohnheitsrecht scheint sich dieser unerträglich überhebliche Anspruch zu speisen, alle Welt habe mit englischen Muttersprachlern Englisch zu reden.

Es ist wohl eine besondere Gnade, dass man sich bei denen Nichtengländern zu Hause, in der Barbarei, noch wenigstens untereinander mit dem unzivilisierten Gebell und Gejaule verständigen dürfen, was Sprachforscher unter den Begriffen Polnisch, Deutsch, Russisch, Ungarisch oder Dänisch zusammenfassen. Außer in Frankreich, der von Minderwertigkeitskomplexen bis zum blutigen Größenwahn gepeinigten Nation, wurde dieser Trend scheinbar überall beinahe klaglos akzeptiert, in Deutschland sogar inoffiziell zur heimlichen Staatsräson erhoben.

Wo sonst in der Welt kröche man denen Amerikanern bis hin in den Alltagsgebrauch so ungeniert in den Stars-and-Stripes-Hintern, wie in Teutonien! Und da kommt Grinsebacke Westerwelle und probt den Aufstand. Fein, Guido! Weiter so! Einer Deiner Ahnen, ein gewisser Herr Arminius, römischer Ritter cheruskisch-germanischer Herkunft, hielt es ebenso. Und plötzlich landete der Kopf des Feldherrn Quintilius Varus auf dem Tische des Kaisers in Washington, pardon, in Rom natürlich. Es ist an der Zeit, dass man auch im anglophonen Raume sich des gequälten Ausrufes des Imperators erinnere: Varus, Varus, redde me legiones! Oder besser: Guido, Guido, goddamm, get us back our rules! Aber nein, Guido, keinen Zollbreit gib ihnen nach! Lass sie wissen, wo sie hier sind.

Der verlorene Krieg vor fünfzig Jahren bedeutet nicht, dass das Volk in der Mitte Europas ewig und drei Tage mit dem Gesicht durch den Schlamm kriechen muss, zumal es in den letzten fünf Jahrzehnten hinlänglich bewiesen hat, dass es zu einer echten Abgrenzung zum braunen Banditentum in der Lage war. Deutschland hat in dieser Zeit viel getan für die Welt und das hat diesem Land eine gewisse Würde und damit verbundene Ansprüche und Rechte zurück verliehen. Die Replik des F.D.P.-Chefs war daher absolut legitim. Sie war überfällig. Sie ist zu begrüßen. Wer sich selbst nicht achtet, das hat Westerwelle sehr gut erkannt, kann nicht erwarten, dass er von anderen geachtet wird. Insofern war dies der erste radikale Kurswechsel, den der neue Mann auf der Regierungsbank mit Pauken und Trompeten initiierte. Wenn wir auch sonst nicht viel Gutes von der Partei des deutschen Mittelstandes erwarten – das zumindest war unseres Beifalls wert. Hut ab, Guido Westerwelle! Zum Posten des deutschen Außenministers gehört zwar noch ein wenig mehr als das – aber ein guter Anfang ist es allemal!

Hessens große Klappe

Das unsympathische Getöse des Roland Koch

B. St. Fjoellfross

Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's gänzlich ungeniert. Ist das die Devise, nachdem sich Hessens Ministerpräsident Roland Koch (CDU) zum Stänckerkopp der Nation mausert? Nun will er gar die Hartz-IV- Empfänger zur Arbeit verpflichten. Hört sich zunächst logisch an. Keine Leistung ohne Gegenleistung. Der Staat ist bankrott und Koch dealt einfach mit den Realitäten, anstatt sich und anderen noch etwas vorzumachen. Also, wenn der Leistungs-erwirtschaftende Bevölkerungsteil schon Geld geben muss, um die zu ernähren, die sich nicht selbst beköstigen, behausen und ihren Lebensunterhalt sicher stellen können, weshalb sollten diese schaffenden Leute kein Anrecht auf eine entsprechende Gegenleistung durch die Leistungsempfänger haben? Es gibt genug Arbeit – sie liegt quasi unerledigt auf der Straße, weil kein Aas sie mehr bezahlen kann oder will.

Da können sie doch anpacken, die Alimentierten, oder? In der Theorie hört sich das ganz gut an. Gerade vor dem Hintergrund, den Koch auch ganz ungeniert zum Leidwesen der Linken angesprochen hat: Dass nämlich unter denen Hartz-IV-ern eine ganz Menge Sozialschmarotzer parasitieren, die gar nicht einsehen, warum sie im Leben auch nur einen Finger krumm machen sollen. Die ihre unverschämte Haltung dumm-frech vor den Kameras oder vor den Bockwurstbuden präsentieren. Vor allem die will er wohl treffen, der Roland Koch. Aber es gibt auch die anderen: Was ist mit denen, die lange und hart arbeiteten und oftmals unverschuldet ihren Erwerb verloren, weil beispielsweise Banditen im Nadelstreifen die Grundlage des Broterwerbs in den Dreck gefahren haben? Gelackte Strolche, mit denen Koch naturgemäß mehr zu tun hatte, als ihm lieb sein kann. Die er am Ende noch förderte, wo es ging. Lobbyarbeit und Klientelpolitik nennt man das seit Jüngstem in deutschen Landen. Will er diese Opfer seiner Spezis noch mal schurigeln? Ja, solchen unangenehmen Fragen sollte sich Koch stellen, bevor er wieder einmal populistisches Zeug herausposaunt.

Er schert Leute über einen Kamm, die ihr Elend alles andere als verdient haben. Diese Menschen, die arbeiten wollen und die sich ein Leben lang über ihren Broterwerb definiert haben, die durch die Krise, familiäre Tragödien, Unfälle oder Krankheiten in die Bedürftigkeit abgerutscht sind, wurden oft schon bei der Antragsstellung das erste Mal mit der entwürdigenden Behandlung durch jene konfrontiert, die noch auf einem sicheren Sessel zu sitzen glauben. Es ist die Hölle, mit einem Mal vor den Schaufenstern und Kinoplakaten zu stehen und nicht mehr teilhaben zu können am normalen und gewohnten Leben. Jeder Pfennig zählt, muss gedreht und gewendet werden, und da kommt so ein Politbonze namens Koch aus seinem dicken Benz gekrabbelt und reißt das Maul auf? Ja, wie instinktos ist das denn? Instinktos genug, um Koch als Ministerpräsidenten zu desavouieren. Von einem Spitzenpolitiker sollte man eine höhere Fähigkeit zur Differenzierung und einen sensibleren Umgang mit einer solch explosiven Thematik erwarten dürfen.

So stößt man keine Diskussion an, die zugegebener Maßen angestoßen werden muss. Es gibt ja Elemente in Kochs Vorstoß, die überlegenswert und durchaus berechtigt sind. Man soll aber in jeder Hinsicht die Spreu vom Weizen trennen und genau das ist teuer. Man muss Parameter festlegen und umsetzen, die asozialen Elemente mobilisieren und unverdient in Armut Geratene schonen. Sie nicht in eine moderne Variante der mittelalterlichen Leibeigenschaft zwingen, sondern ihnen zu ihrer Würde zurückhelfen. Sie müssen dort arbeiten können, wo sie gut und bewährt waren und nicht Zigarettenskippen aufpicksen! Es ist schlicht nicht zumutbar, dass ein

Lehrer, kaputt gespielt von einem insuffizienten Erziehungssystem, auf seine alten Tage zum Spott seiner beschulungsresistenten Schüler den Park fegt und ihnen ihre Müll hinterherräumt. Es kann nicht sein, dass ein Dreher über den Spargelacker krauchen muss, weil seine Bude während der Krise schlapp gemacht hat. Und wer garantiert uns, dass solche unverschuldet arbeitslos Gewordene nicht durch Hintertürchen in die ausbeuterischen Finger derer geraten, die an ihrer Misere schuld sind? Dass sie plötzlich von denen in die Fron genommen werden, von denen sie vor kurzem noch mehr oder minder anständig bezahlt wurden. Just diese Ausbeuter dürfen sich der Unterstützung der Kochs sicher sein. Die Geschundenen aber, welche gerade der Hilfe des mächtigen Kochs bedürften, werden von ihm verhöhnt. Andrea Ypsilanti war keine Alternative. Roland Koch ist auch keine.

Industriemuseum Brandenburg

Abgesang auf einen Stahlgiganten

Michael L. Hübner

Große Jungs spielen mit dem Bagger oder fahren einen LKW, auf dessen Heck ein Aufkleber prangt: Damen, aufgepasst – meiner ist 18m lang. Na ja. Richtige Männer arbeiteten am Siemens-Martin-Ofen, auf der Gießbühne, an der 1120er oder der 850er Walzstraße. Das waren Kerls! Doch die Zeit überrollte diese Elite der Arbeiterschaft und ihren Stahl produzierenden Giganten – den VEB Stahl und Walzwerk Brandenburg an



Abb.1 Westgiebel und Haupteingang

der Havel, Leitbetrieb des einstigen Qualitäts- und Edeldahlkombinates der DDR. Viel zu uneffektiv, weil zu teuer, waren die Öfen, die den Stahl nach dem Verfahren der Herren Siemens und Martin kochten. Dazu kam, dass die westdeutsche und -europäische Konkurrenz nach der Wiedervereinigung von 1990 die Gunst der Stunde nutzte und dem Niedergang preisgab, was vielleicht zu retten gewesen wäre. Danieli, Höchst, Voestalpine, Arbed-Saarstahl... Sie, die im Osten nur noch verlängerte Werkbänke, keineswegs aber eine starke, eigenständige Wirtschaft mehr duldeten, weil sie in all ihrer Idiotie nicht begriffen, welchen Bärendienst sich beispielsweise der italienischen Norden geleistet hat, als er die einstige Kornkammer Europas, Sizilien, zu dessen Armenhaus verkommen ließ, gaben dem wohl wertvollsten Industriegrundstück Europas den Todesstoß. Das wertvollste Fabrikgelände Europas? Ist das nicht ein bisschen hochgegriffen? Na, dann schauen wir doch mal: Eine kompakte und zusammenhängende, beinahe einen Quadratkilometer messende Fläche, nördlich begrenzt vom Silokanal – einer europäischen Wasserstraße, eigener Hafen, am südlichen Zaun die Bundesfern-, also die ehemalige Reichsstraße 1, am östlichen Zaun die

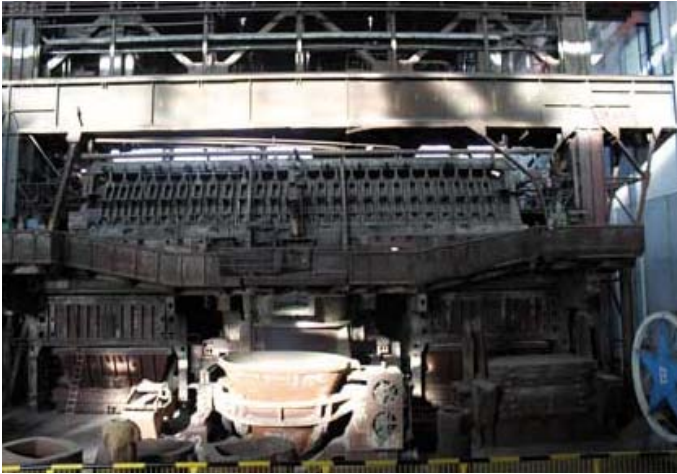


Abb. 2 Der letzte Siemens-Martin-Ofen Westeuropas, Ofen XII mit dem Symbol des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg (blauer Stern rechts im Bild). Vor dem Ofen steht eine Schlackepfanne.

Fernstraße 102, keine zehn Kilometer entfernt verläuft die Autobahn vom Rhein nach Berlin, gleich um die Ecke die Autobahn von Berlin über Leipzig und Nürnberg nach München, nicht viel weiter die Autobahn von Berlin nach Hamburg und an die Ostseehäfen, vielspuriger Reichsbahnanschluss, ein potentieller Flughafen nur vier Kilometer westlich, die Hauptstadt nur sechzig Kilometer entfernt – besser geht's doch wirklich nicht.



Abb.3 Halle zwischen Gießbühne und Ofenbühne. Links die 200t-, Mitte oben der 50t-Haken. Unten Mitte 200t- und 180t-Pfanne. Blick nach Westen.

Hier wurde die Brandenburger Erfolgsgeschichte fortgeschrieben, die einen gelungenen Strukturwandel von der Tuchmacherei zur metallverarbeitenden Industrie vorweisen konnte, einhundert Jahren bevor das Ruhrgebiet ins Schleudern kam. Und doch...



Abb4. Dieselhe Halle wie Abb. 3, diesmal mit Blick nach Osten. Im Vordergrund eine Werkdiesellok.

Was mag in den Leuten vorgegangen sein, die ab Dezember 1993 ihr Stahl- und Walzwerk abrisen, das zweite Mal im zwanzigsten Jahrhundert? Was würde Papa Franz gesagt haben, wenn er das hätte mit ansehen müssen?

Den 12. Ofen aber, den konnte man retten. Er ist der letzte noch existierende Siemens-Martin-Ofen Westeuropas. Er ist Teil eines ganz besonderen Museums. Ja, die heulenden Kräne stehen nun still, die Laufkatzen und Konsolenkräne mit ihren Haken, die aus Gullivers Land der Riesen zu stammen scheinen, die quietschenden Loks mit den Kukillenwagen, das erderzitternde Dröhnen, wenn der Elektromagnet die 5-Tonnen-Bramme auf die noch glühende, abgekippte Schlacke fallen lässt, die stiebenden Funken beim Abstich in die 200-Tonnen-Gießpfannen.



Abb5. Der Zwischenofen

Diese ganze Danteske Hölle ist erloschen. Und es tut weh. Noch einmal nimmt man die überdimensionalen Bohrer in die Hand, die man einst als Lehrling anschliff, noch einmal die riesigen Schraubenschlüssel und Zangen aus der Werkstatt des Hephaistos. Und dann – dann steht man vor dem Ofen, seinen drei Klappen, eine hochgezogen, den Blick gewährend in das kalte, tote Maul. Zwei blaue Helm-Brillen übereinander, und der etwa



Abb. 6 Die Meisterbude über der Ofenbühne

1600°C warme Stahl im Ofen erweckte damals den Eindruck eines gemütlich schwappenden Teiches, angeblasen von den beiden Oelbrennern an den Giebeln im Osten und im Westen. Das Gesicht glühte, aber der Hintern wollte schier abfrieren in den lausig-kalten Wintern. „Kommt in Gange, ihr hohlen Braten“, überbrüllte der Erste Schmelzer den Chargierkran und die Bühnenlok, und ein Lehrling mit seinem weißen Helm mit dem



Abb.7 Die Ofenbühne nach Osten mit Bühnenlok, links hinten: Ausleger eines Chargierkrans mit eingehängter Schrottboxe

blauen Streifen in der Mitte und dem roten Schriftzug „BBS“ an der Seite, sowie ein kubanischer Kollege schossen wie die geölten Blitze durch den Zwischenofen, griffen sich zwei Schippen und warfen bereitgelegtes Bauxit, Magnesium und weiß der Teufel was noch in die gewaltige Pfanne unter ihnen. Verwaist ist der Leitstand des Ersten, die Meisterbude – es sieht aus, als wären die Stahlwerker nur mal eben raus gegangen, da stehen die Milchflaschen und Brausepullen auf dem Tisch, der „Rote Stahl“ liegt aufgeschlagen, ein Notizheft herum.

„Kletter mal rein“, sagt der Mann zu seiner neunjährigen Tochter und weist auf den Führerstand der Bühnenlok. Er war der Lehrling, der damals durch den Zwischenofen stob, mit seinem kubanischen Kumpel zusammen. Er war kein „AZUBI“, wie das in Westdeutschland so völlig bescheuert heißt. „Kletter mal rein“, sagt er also und das Kind dreht an dem Triebgrad der Lok. Das ist gut, denn so kann es nicht sehen, dass sein Vater mit den Tränen kämpft.

Hinter seiner Familie laufen drei junge Leute über die Ofenbühne – einer hat die Stöpsel eines Audioführers im Ohr. Die drei sind lange nach dem schlimmen Tag geboren, als hier der letzte Ofen abgeschaltet wurde und sie erklären sich gegenseitig die DDR, bzw. das Wenige, was sie von ihr hörten und es ist so herzlich unbedarft, so naiv, so unwissend. Es ist nettes, hohles Geplapper. Der DDR unseligen Angedenkens weint der Mann keine Träne nach, sie mag sicher auch ihre Meriten gehabt haben – aber dieser Ort hier oben, dessen gewaltige Betonwand im Osten sein Stahlwerk gleichsam amputiert, den Phantomschmerz der nicht mehr existierenden 11 Öfen, der Gießbühne, der Tieföfen, der Brammenversandhalle, der Walzstraßen fühlen lassend – das war doch eine Welt für sich. Das war etwas, worauf



Abb. 8 Die Ofenbühnen mit Chargierkran und geöffneter Ofenluke 3

man stolz war. Ja, man war stolz ein Stahlwerker aus Brandenburg zu sein – dazuzugehören, dabeizusein, zu helfen den tobenden Elementen Ziel und Richtung und Gestalt zu geben. Man verlässt dieses Museum in der Stimmung, wie man sich von einem Sarge abkehrt, in den ein geliebter Mensch gebettet ist. Noch einmal die Nase gehoben, noch einmal die nach all den Jahren noch immer ölig duftende Luft eingesogen. Und dann, dann macht man leise die Tür auf und geht ins Freie. Ach ja, man wollte der Tochter noch das Foucault'sche Pendel erklären.



Abb. 9 wie Abb. 7

Es steht schon beinahe still über dem Mittelpunkt seiner Bodenscheibe, kaum bewegt von dem schwachen Luftzug in der Halle, in der einst die Geleise lagen, welche die Tieföfen versorgten. Also, was soll's. Möglicherweise wird das Mädchen das Prinzip, dass die Erde sich unter dem Pendel hinwegdreht, eh noch nicht begreifen, so wenig wie sie verstehen wird, warum der Vater so stille ist, seit er das Industriemuseum verlassen hat. Wie sollte sie auch. Wenn



Abb. 10 Kukillenwagen an der Gießerbühne

sie eines Tages mit kundigeren Augen zurückkehrt, dann wird sie in diesem Museum eine hervorragende Dokumentation einer Welt sehen, die zu den Dinosauriern des Industriezeitalters zählte, sie wird den Funkenregen auf den großen Fototafeln mit der Halle assoziieren, in der sie gerade steht und vielleicht wird sie von ganz ferne, ganz leise, ein wenig von dem infernalischen Lärm erahnen, den einstigen Lärm des schlagenden, stählernden Herzen eines Betriebes, der den meisten seiner Arbeiter weit mehr war als nur ein Arbeitsplatz. Der ihnen eine zweite Heimat war, der Ort, an dem sie etwas galten, ein Platz im Leben, an dem nur richtige Männer bestanden – Kerls, die es nicht nötig hatten, Freuen mit blöden Sprüchen an LKW's zu

langweilen und trotzdem begehrt waren. Das war das Stahl- und Walzwerk Brandenburg, das SWB, die Schmiede Mitteldeutschlands, das Beste, was einem Mann passieren konnte.

Öffnungszeiten:

Dienstag - Sonntag und an Feiertagen:

März bis Oktober 10.00 - 17.00 Uhr

Führungen: 10.30, 13.00 und 15.00 Uhr

November bis Februar 10.00 - 16.00 Uhr

Führungen: 11.00 und 14.00 Uhr

Preise pro Person: 4,00 € ermäßigt 2,00 €

* mit Führung: 6,00 € ermäßigt 3,00 €

* Ausleihgebühr Audiogerät: 2,00 €

Internetpräsenz des Industriemuseums:

http://www.industriemuseum-brandenburg.de/050_hof4.htm



Abb. 11 Riesenspfanne

Fotos: Preußischer Landbote

(Aufnahmen mit freundlicher Genehmigung des Industriemuseums Brandenburg an der Havel)

Ingenieur aus Berufung

Thomas Götze und die Wende

Michael L. Hübner

„Wenn man so'n bisschen abseits steht, muss man eben gut sein“, sagt Thomas Götze, Professor für Maschinenbau an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Der 51-Jährige, der aus einem christlichen Brandenburger Elternhaus stammt, war in seinem Leben mehr als nur gut. Zunächst durfte er trotz Konfirmation das Abitur machen. Maschinenbau wollte er von Anfang an studieren. Dafür ging er, rückblickend politisch ziemlich naiv, auch drei Jahre zur Armee. Die Zeit war bitter, aber zum Nachdenken lang genug. Als man ihn dann zu Beginn des Studiums für den Reserve-Offiziersdienst verpflichten wollte, war für Götze Schluss. Nicht mit dem Kopf durch die Wand – das hatte wenig Sinn, aber alles machte der Student, der zwischenzeitlich zur evangelischen Studentengemeinde gefunden hatte, nun nicht mehr mit. Kürzung beim Leistungsstipendium? Na und? Käuflich war Götze nie gewesen. Mit seinem Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“ brachte er die Genossen zur Weißglut und erst als es hieß: „Wer ihn am Montag noch trägt, fliegt“, gab er nach. Es war einfach eine Abwägung von Aufwand, Gewissen und Nutzen. Dann aber wollte der junge Ingenieur seinen Doktor machen. Flugs hielt man ihm die Verpflichtung wieder unter die Nase: Ohne Offizierspatent keine Promotion. Na dann eben nicht.

Götze fing beim Brandenburger Ingenieurbüro für Schiffbau in der Packhofstraße an. Man hatte ihn an der Absolventenlenkung vorbei direkt von der Uni geworben, denn Götze war ein Ingenieur nach Wunsch. Wenn er sich doch bloß nicht geweigert hätte, an NVA-Aufträgen mitzuarbeiten! Statt Reserveoffizier wollte er nun auch noch Spatensoldat werden, falls man ihn zöge. Und dass er dem FDGB nicht gleich beitrat, schlug dem Fass den Boden aus. Einer der beiden Leiter des Büros wurde deutlich: „Sie gehen in den FDGB oder wir stellen Sie gar nicht erst ein!“ Die Alternativen waren so üppig nicht gesät. Im Getriebewerk sondierte er einen Job für sich.



Da ging es in der Personalabteilung erst einmal statt eines fachlichen Gesprächs nur um die Haltung zum Marxismus-Leninismus. Die Mitgliedschaft in der Einheitsgewerkschaft schien dann doch das kleinere Übel. Solche Attitüden und ein von ihm mitunterzeichneter Brief an Honecker, der eine offenere Gesellschaft anmahnte, ließ das Volumen seiner Stasiakte anschwellen. Der Brief lag übrigens eher auf Honeckers Schreibtisch, als er in Drübeck abgesandt wurde... Hätte man jede Konfrontation jedoch konsequent betrieben, so hätte das früher oder später den unweigerlichen Ausreisearbeitgeber bedeutet. Die DDR verlassen, das wollte Götze nicht. Hier wollte er etwas ändern und sich engagieren, so unterzeichnete er auch den „Aufruf 89“, obwohl die ständig präsente Polizei im Pflgerdorf für ein sehr mulmiges Gefühl sorgte, die das Haus des Initiators des Brandenburger Neuen Forums, Jan Herrmann, und seine Gäste observierte.

Die Zeit nach der Wende brachte Götze als gewählten Volksvertreter für das Neue Forum auf einem Listenplatz der Neustadt in die SVV. Das war die Zeit, als Politik noch Spaß machte. Entscheidungen wurden sachbezogen getroffen, über Fraktionsgrenzen hinweg. Man stritt um den besten Weg und nicht um Machtpositionen. Das neue kommunale Recht hatte sich noch nicht etabliert. Man beschloss einen Tagesordnungspunkt und das wurde dann eben umgesetzt! Im Stasiuntersuchungsausschuss der Stadt arbeitete Götze mit und leicht fielen Personalentscheidungen wie die über Ekkehard Prophet, Brandenburgs einstigen grandiosen Theaterintendanten, nie: Zu genau kannte Götze die prekären Situationen, in die man unversehens hineingeraten konnte, ohne deswegen gleich ein Gesinnungslump zu sein. Für ihn zählt nur, wie der Mensch sich seiner Vergangenheit stellt. Was trieb den Betreffenden damals in die Arme des MfS und wie steht er heute dazu? Objektivität statt Verklärung, das ist sein Maßstab. „Jemand, der mit der Karriere des eigenen Kindes erpresst wurde, unterscheidet sich in der Fallbeurteilung sehr wohl von dem, der um des eigenen Fortkommens willen in Eigeninitiative unterschrieb. Wer heute mit dem schwarzen Fleck auf der eigenen Weste ehrlich umgeht, verdient eine andere Beurteilung als derjenige, der die Sache am liebsten unter den Teppich kehrt und, wenn das nicht geht, sie schönzureden versucht.“ Doch Götze richtet nicht.

Die Kommunalpolitik verließ er, als sie unschöne Züge annahm. Sein geliebter Beruf war im wichtig, seine Frau, eine Physikerin, mit der er schon 28 Jahre verheiratet ist, seine zwei Töchter und der Sohn. Sich selbst sieht er dankbar als ein Kind glücklicher Fügungen: Die Promotion konnte in Karlsruhe nachgeholt werden, Traumberuf, die Kinder wuchsen in Freiheit auf, schönes selbstrestauriertes Haus, Mitglied bei den Grünen, Engagement im Kirchenchor ... Ohne die Wende würde er sicher noch als Ingenieur im Büro in der Packhofstraße bei Feierabend die Zeichnungen vom Reißbrett

abdecken müssen, damit der Klassenfeind sie nicht aus der Luft auszuspähen vermag. Stattdessen kann er heute als Hochschullehrer die Jugend zu Nachwuchsingenieuren ausbilden und auch von seinen Erfahrungen erzählen. Obgleich er nie ausreisen wollte, kam die Bundesrepublik am 3.10.1990 über Nacht zu ihm. Für Thomas Götze hat der politische Umbruch in jedem Fall viele positive Möglichkeiten eröffnet.

Offener Brief an Landesbischöfin Ilse Junkermann

In der Diskussionsrunde des Mitteldeutschen Rundfunks „Fakt ist...“ vom 14. Dezember 2009 warb Landesbischöfin Ilse Junkermann dafür, den Angehörigen des ehemaligen Ministeriums für Staatsicherheit bzw. dessen IM genannten Zuträgern nach differenzierter Prüfung des Sachverhaltes die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Michael L. Hübner
Journalist, Herausgeber
Willi-Sänger-Straße 52
D-14770 Brandenburg an der Havel
Tel +49 3381 793 096
Büro +49 3381 730 767
Fax +49 3381 730 792
Mobil +49 174 69 65 485
E-Mail: huebner@landbote.com
Brandenburg an der Havel, den 14. Dezember 2009

Liebe Frau Landesbischöfin Ilse Junkermann!

Ihr Auftritt bei „Fakt Ist“ im mdr bewegt mich zu diesem Schreiben. Sehen Sie, ich bin ein polytheistischer Heide, dem viele Götter des Pantheons vieler Völker nahe stehen. Desungeachtet hängt der arme Rebbe über meinem Kopfkissen und seine Sicht der Dinge ist mir wichtig. Hier nun sehe ich die Diskrepanz zwischen seinem Anspruch und Ihrer vorgetragenen Haltung den ehemaligen Tätern gegenüber, gleichwohl sie sich beim ersten Hinhören mit der durch die Evangelien überlieferten Haltung des Rebben zu decken scheint.

„Das Lamm, dass sich widerstandslos zur Schlachtbank führen lässt, stärkt die Ordnung der Wölfe“ schreibt Stefan Heym. Insofern lehne ich die Haltung der Kirche, die sich bei denen Orthodoxen sogar noch sublimiert, strikte ab, die da auf einen Nenner gebracht lauter: Dulde hier und dafür wird dir dann dort gegeben! Darauf nämlich läuft es hinaus, wenn der Vatikan den SS-Schindern im Namen der Kirche eine „Rattenlinie“ ermöglicht, auf der sie sich vor der Wahrnehmung ihrer Verantwortung zu absentieren vermögen, während ihre Opfer in Not und Elend hocken bleiben. Darauf läuft es hinaus, wenn eine gutmeinende Bischöfin deklariert, man müsse vergeben, sich versöhnen und immer wieder die Hand reichen. Wie oft denn noch? Wieviele zukünftige Opfer einer nächsten Diktatur wollen Sie sich denn auf Ihr christliches Gewissen laden, indem sie zukünftige Täter mit Ihren Worten geradezu einladen, ihre Mitmenschen zu schinden und zu schaben - in der steten Gewissheit, wenn alles vorbei ist, reicht man ihnen sowieso wieder die Hand zur Versöhnung nach einem endlos schwafelnden Prozess der „Aufarbeitung“? Ein bisschen bezeigte Reue - und gut ist es!

Sie mögen mir als Theologin erklären, das wäre just die Meinung des Rebben gewesen. ER, der nichts von Theologie verstand, aber trotz des Umstands, dass ER die Liebe selbst war, die Wechsler aus dem Hause SEINES Vaters jagte, war zu durchaus kompromissloser Haltung befähigt. Jetzt werden

Sie mich sicherlich auf das Gleichnis vom Verlorenen Sohn verweisen. Jener aber, und das sage ich Ihnen - Ihr Argument antizipierend - war nach Schilderung des Rebben von ehrlicher Reue bewegt, und kein Opportunist, der sich wandelt, weil ihm die geänderten Umstände zwingend erscheinen. Zudem sprach der Rabbi von EINER Heimkehr. In Bezug auf das Volk der Deutschen jedoch ist diese Gelegenheit zur Erkenntnis der Natur des Spitzelwesens nach den Erfahrungen von katholischer Inquisition, protestantischer Hexenverfolgung, Gestapo, Blockwarten und anonymen Denunziantentum absolut verbraucht gewesen. Wer sich sehenden Auges der nächsten durch Gewalt menschheitserlösenden Idee zum Nachteil seiner Mitmenschen verschrieb, dem möge GOTT vergeben. Das in seinem Namen und im Namen der Opfer zu tun, sehr verehrte Frau Bischöfin, gestehe ich weder Ihrem Amte noch Ihnen als Person zu. Ich habe Bekanntschaft mit Schwert und Schild der Partei gemacht, als für den Großteil der Schwaben der Begriff „DDR“ gleichbedeutend mit „irgendwo hinter dem Ural“ war.

Natürlich werde ich den Teufel tun, Ihnen über den Mund fahren zu wollen. Sie sind ein freier Mensch in einem verhältnismäßig freien Land und können reden was sie wollen. Ich behalte mir lediglich vor, darüber nachzudenken, wie ich es mit der Kirche ferner halte, wenn sich deren Obrigkeit solcherart positioniert. Und ich sage Ihnen: Die Institution Kirche wird mir in dem Maße fremder, wie mir der arme Galiläer näher rückt, den vertreten zu wollen sich die Kirche seit 2.000 Jahren ebenfalls erkühnt. Wir beide - der Rabbi Joshua und ich - teilen insofern nach meiner Ansicht dasselbe Fatum: Wir lehnen diese Institution rundheraus ab, die ihn permanent im Munde führt und die über Köpfe wie dem Meinigen hinweg den Tätern von damals die Hand reicht. Dafür hat ER sich gewiss nicht ans Kreuz schlagen lassen und ich habe dafür nicht einen Teil meiner Lebenszeit damit verbracht, das Tageslicht in meiner Zelle durch ein paar Milchglasbausteine hindurch zu betrachten. Amen

Indem ich Sie herzlich in die Stadt unseres Herrn Kaisers Otto grüße, der seinem Bruder Heinrich übrigens selbst zwei Mal vergab und ihn dadurch läuterte (achten Sie bitte auf meinen Zungenschlag: ER vergab, nicht Erzbischof Adalbert oder welcher Kleriker auch immer für ihn!)

verbleibe ich als Ihr sehr ergebene

Hübner

Mit ganzem Einsatz

OB Dr. Dietlind Tiemann ging nach der Wende neue Wege

von Michael L. Hübner

Sie ist kein Brandenburger Urgestein, die 1955 in Genthin geborene Oberbürgermeisterin der Chur- und Hauptstadt. Dass sie aber diese, ihre Stadt aus der Seele heraus liebt, das sieht man ihr an, wenn sie von ihr zu sprechen beginnt. Eng verbunden ist Dr. Dietlind Tiemann Brandenburg an der Havel spätestens seit der Zeit, als sie auf der EOS ihr Abitur ablegte, mit Auszeichnung übrigens. Außenwirtschaft wollte sie studieren. Der Arbeiter- und Bauernstaat lehnte ab, obgleich sie dessen Ideen als Heranwachsende treu vertreten hatte. Stattdessen sandte man die junge Frau auf die Hochschule für Ökonomie in Karlshorst, ließ sie ein völlig neues Fach studieren: Arbeitsökonomie nannte sich das. So recht wusste niemand, was man sich darunter vorzustellen hatte. Dennoch glänzte sie auch hier, zählte wiederum zu den Besten. Die Absolventenlenkung stimmte zu, als sie

vom Brandenburger Landbaukombinat angefordert wurde. Es dauerte nicht lange, bis die tatkräftige, zielorientierte, konsequente und hochintelligente Dietlind Tiemann zur Abteilungsleiterin im Kombinat und später zur ökonomischen Direktorin berufen wurde. Zwischenzeitlich arbeitete sie mit ihrem Mann an der gemeinsamen Dissertation. Ihr Direktor hatte nichts dagegen. Aber eine adäquate Unterstützung – damit brauchte sie nicht zu rechnen.

Das Gerücht, sie sei in dieser Zeit Kampfgruppenkommandeur gewesen, quittiert die heutige Oberbürgermeisterin mit einem traurigen Lächeln: „Es ist abenteuerlich, was viele Menschen über mich zu wissen, gar meine Gedanken und Ansichten zu kennen glauben.“ Nur mit der Realität hat es selten etwas gemein. Ja, sie war Mitglied der SED. Als Studentin in Karlshorst war sie beigetreten. Die Idee von einer Gesellschaftsordnung, die den Menschen von Ausbeutung und Krieg befreien wollte, klang überzeugend. Als leitender Kader in der Vorwendezeit aber sah sie dann die Staatsbilanzen, und was sie da sah, das weckte Zweifel. Wo waren die Devisenhaushalte?

Warum musste sie mit Naturalien im PKW quasi als Türöffner durch die Lande von Betrieb zu Betrieb tingeln, um dringend benötigtes Material für ihren Betrieb zu akquirieren? „Wir waren dicht davor, den zementlosen Beton zu erfinden“, sagt die Stadtchefin lakonisch. Ihre Firma war nicht in die Devisenwirtschaft eingebunden und konnte somit auch nicht mit hartem Gelde rechnen, was einige Probleme vereinfacht hätte. „Wie es weitergehen sollte – davon machte sich niemand von uns eine Vorstellung. Von der Marktwirtschaft hatten wir keine Ahnung.“

Alles, was wir wussten, war, dass es so nicht weiterging, nicht weitergehen konnte. Aber das sagte beinahe jeder. Nur gangbare Alternativen konnte niemand aufzeigen. Wir beobachteten die Entwicklung teilweise regelrecht paralysiert.“ Der Bruch kam, als der Parteisekretär auf der Direktorenkonferenz verkündete, die Kampfgruppen würden in Zivil eingesetzt um die für die Staatsführung immer bedrohlichere Situation unter Kontrolle zu bringen. „Ob er die Truppen gegen die eigenen Leute einsetzen würde“ fragte ihn Dietlind Tiemann.

Eine Antwort erhielt sie nicht. „Bin ich freiwillig eingetreten, so kann ich auch freiwillig wieder quittieren“, sagte sie sich und gab ihr Parteibuch ab. Obwohl sie Jahre später als erfolgreiche Unternehmerin bereits höchste Ämter in CDU-nahen Wirtschaftsverbänden bekleidete, trat sie dennoch der Partei, deren Kreisvorsitzende sie heute ist, erst im Jahre 2001 bei. Für das Oberbürgermeisteramt aber kandidierte Dr. Dietlind Tiemann erst, als einige CDU-Parteifreunde im Jahre 2001 beschlossen, mangels eines eigenen Kandidaten die SPD-Kandidatur zu unterstützen. Sie, die zeit ihres Lebens mit Politik nichts mehr zu tun haben, die sich ihre Authentizität von keinen politischen Vorgaben einschränken lassen wollte, gab jedoch einer Sache den Vorzug: dem Kampf um „ihre“ Stadt, die in Lethargie zu versinken drohte.

Brandenburg an der Havel sollte sich des eigenen Potentials endlich bewusst werden, es ausschöpfen, es umsetzen. Das begriff sie als ihre vordringlichste Aufgabe. Mit Stolz verweist sie auf die über 900 Beschäftigten der Stadtverwaltung, auf ihren exzellenten Mitarbeiterstab, deren qualifizierte Zuarbeit entscheidend ist für eine erfolgreiche Kommunalpolitik auf dem Weg zur attraktivsten Stadt im Lande. Und auf diesem Wege sieht sie „ihre“ Stadt. Ein Verdienst auch der Wende vor zwanzig Jahren, die einer langsam verfallenden Stahlwerkerstadt neue Perspektiven eröffnete. Perspektiven vor allem für die Menschen, die in ihr wohnen. Für diese Menschen will sie da sein, die Oberbürgermeisterin Dr. Dietlind Tiemann.

Motoren aus Plau

Gernot Stolze führte seinen Betrieb durch die Wende

Michael L. Hübner

Gernot Stolzes Weg war vorgezeichnet. Der 1948 in eine alte Plauer Familie hineingeborene Stolze wuchs mit dem Metallhandwerk auf. Stolzes waren schon Schmiede zu den Zeiten der Grafen Königsmarck. Folgerichtig erlernte der junge Gernot neben dem Abitur einen Beruf der Metallbranche, nämlich den eines Zerspanungsfacharbeiters. An der Dresdner Technischen Hochschule setzte er dann die Ausbildung zum Diplomingenieur für Verkehrstechnik fort, um 1972 in den Familienbetrieb einzusteigen. Einen Haken hatte die Sache allerdings. Mit der „Privateigentümern an Produktionsmitteln“ stand die DDR auf Kriegsfuß. Und so wurde aus der Firma Stolze 1967 eine Kommanditgesellschaft mit Staatsanteil und 1972 dann endgültig ein Volkseigener Betrieb (VEB), der in das Kombinat „KIB Max Reimann“ eingegliedert wurde. Unbeirrt hielten die Plauer um Stolze an ihrem handwerklichen Ethos fest und konnten sich qualitativ so profilieren, dass nur ihnen und einem Betrieb in Weimar gestattet wurde, Mercedes-Motoren zu warten und zu reparieren.



Schon 1978 konnten sie nach Westberlin exportieren. Das hieß aber noch lange nicht, dass man zu Schulungszwecken hätte „rüber“ fahren dürfen. Die Ausbilder kamen stattdessen nach Klein-Machnow. Als es mit der DDR zu Ende ging, blieb es in Plau ruhig. Man kannte sich untereinander, man arbeitete, man war stolz auf die eigene Arbeit – Brandenburg war weit weg und Berlin noch viel weiter. Solange der kleine Betrieb alle Erwartungen an ihn übererfüllte, verschonte man die Firma von ideologischem Druck. Bei Stolze hatte man sich etabliert – man wurde geschätzt, man lebte gut. Sicher, zwei gute Kollegen waren nach Westdeutschland übersiedelt. Das tat schon weh. Doch die Arbeit forderte Belegschaft und Chef völlig. Keine Zeit für politischen Umsturz. Als die Mauer dann fiel, nahm Gernot Stolze das historische Ereignis gar nicht so recht wahr. Einen Monat später erst fuhr er das erste Mal nach Westberlin.

Andere Probleme drängten. Die Firma war in die neue Ära zu retten. Die Modrow-Gesetze erleichterten es ehemaligen Familienbetrieben, wieder in die Hand ihrer einstigen Besitzer zurückzukehren. Ein weiterer Vorsprung erwuchs dem Plauer Handwerksbetrieb aus dem Umstand, dass man sich bereits seit über anderthalb Jahrzehnten mit westlicher Technologie befasste. Und dann hatte Stolze noch einen Trumpf im Ärmel: Postgradual hatte er ein Studium zum Schweißingenieur absolviert. Am ZIS war das, dem legendären Hallenser Zentralinstitut für Schweißtechnik unter dessen Chef Werner Gilde. Gilde zählte zu den wenigen echten Managern der DDR, ein effektiv arbeitender Macher, einer der Vorreiter wirtschaftlichen und rationalen Denkens inmitten einer aberwitzigen Nationalökonomie Mittag'scher Prägung. In Halle lernte Stolze mehr als nur das Schweißen auf hohem Niveau. Und so fiel der Umbau des VEB zur Moto-Tech GmbH nicht ganz so radikal und schmerzhaft aus, wie bei vielen anderen Betrieben gleicher Größenordnung. Auch die Währungsumstellung zum 1.7.1990 verlief reibungslos für die Traditionsfirma. „Das war noch preußische Generalstabsplanung“, lächelt der Chef, „das wäre so heute kaum noch denkbar.“ Die Wiedervereinigung aber, die war das beste, was seinem Betrieb

passieren konnte. Natürlich drückt der Fakt, dass der VEB 70 Mitarbeiter beschäftigte, während heute nur noch ein Viertel davon bei Stolze arbeitet. Gerne würde der rührige Unternehmer, der sogar schon in Moskau eine Dependence eröffnete, mehr Leute einstellen. Die gegenwärtige Krise macht jedoch auch um das idyllische Fischerstädtchen an der Havel keinen Bogen. Stolze jedoch will die Arbeitsplätze seiner Mitarbeiter langfristig sichern. So setzt er immer wieder auf innovative Technik, wie denn seine neueste Investition in ein hochmodernes Diagnosegerät für Diesellaggregate beweist. Das Herz aber schlägt nebenbei noch für die Oldtimer-Restaurierung. Motorräder, Automobile – selbst im Empfangsraum der Firma stehen zweirädrige Schmuckstücke aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Stolzes Mitarbeiter Wazda hatte dieses Hobby einst mit in die Firma gebracht. Damals schon, selbst in den Zeiten der planbedingten Mangelwirtschaft, brachten die Restaurateure Erstaunliches zuwege. Von Schwierigkeiten haben sich Gernot Stolze und sein Team noch nie beeindrucken lassen, damals nicht – und heute auch nicht.

Müll aus der Röhre

Öffentlich-Rechtliches beteiligt sich an Kinderverblödung

J. - F. S. Lemarcou

Da strahlte jüngst der Kinderkanal KiKa eine Sendung aus, die mehrere Kinder bei irgendwelchen Abenteuerspielchen auf Burg Eltz zeigte. Diese Feste ist nun seinerzeit durch den ehemaligen 500-DM-Schein in die Liga der deutschen Vorzeigeburgen aufgerückt und verkörperte mithin die Werte, die dem deutschen Namen einst in der Welt einen guten Klang verschafften. Was das für Werte waren? Nun, wir sprechen hier von Fleiß, Ausdauer, Beharrlichkeit, zielfeste Strebsamkeit...vielleicht so ein klein bisschen Spießbürgertum. Die echten Spießbürger, wir erwähnten es im Landboten bereits einmal, waren sicher nicht die Schlechtesten. Sie waren bescheiden, gottesfürchtig und dankten an der Abendtafel ihrem Gotte dafür, dass ER sie einen weiteren Tag am Leben gelassen hatte. Doch damit scheint es nun endgültig vorbei zu sein. Es ist ja nicht nur so, dass sich die am Spiel beteiligten Kinder kaum noch ordentlich in ihrer Muttersprache zu artikulieren wussten – wie oft man aus „unschuldigem“ Kindermund das Wort „Scheiße“ vernahm, spottet jeder Beschreibung – selbst die erwachsenen Spielleiter hatten als edukativ oder pädagogisch wertvolle Bezugspersonen nicht einmal Schrottwert. Da führten sie die Kinder beispielsweise zu deren nächster „Challenge“. Es ist erbärmlich, wenn ein deutscher Erwachsener nicht einmal das Wort „Herausforderung“ über die Lippen bringt. Vielleicht, weil er es gar nicht kennt? Wollten diese Heinis am Ende einfach nur „cool“ „überkommen“?

Das war alles andere als „cool“. Diese Entgleisungen blieben jedoch nicht auf das dingliche Gestammel begrenzt: Die Kinder wurden angeregt, mit einer Präzisionsarmbrust auf Eier zu schießen. Haben die Veranstalter noch alle Latten am Zaun? Sind die noch ganz dicht? Haben die überhaupt noch einen Rest Realitätsbezug? Kinder rennen schwer bewaffnet durch deutsche Schulen und morden Mitschüler und Lehrer und der Nachwuchs wird im öffentlich-rechtlichen Fernsehen mit Waffen vertraut gemacht, die jeder Pistole an Schussgenauigkeit und Durchschlagskraft weit überlegen sind! Gleichsam als Anleitung für alle jungen Nachwuchs-Irren draußen an den Bildschirmen, es doch mal mit dem Kreuzbogen zu versuchen. Wir folgen dem Flug des Bolzens und sehen in begeisterte Kindergesichter, die sich fatal darüber freuen, dass sie soeben ein Ei quasi zur Explosion gebracht haben. Eier, das sind Produkte lebender Tiere, das sind bestenfalls Lebensmittel.

Das Schießen auf sie ist widerlichste Dekadenz. Man sagt, Vineta wäre in den Fluten der Ostsee versunken, weil seine unermesslich reichen Bewohner ihre Schweine aus goldenen Trögen hätten fressen lassen. Dieses Exempel galt den Alten, die tagtäglich einen harten Überlebenskampf zu führen hatten, den sie oft genug mit furchtbaren Konsequenzen verloren, schon als der Gipfel des Verwerflichen.

Nein, das kann man noch steigern. Die Macher dieser Sendung brachten das fertig. Während in Äthiopien Kinder mit riesigen Hungerödemen zu schwach sind, sich der Fliegen zu erwehren, von denen sie belagert werden, lässt ein deutscher Wohlstands-Fernseher deutsche Wohlstands-Bälger auf Lebensmittel schießen. Von der geschmacklosen Lumperei, anders geartetes Leben so gering zu schätzen, wie es mit dieser Handlung zum Ausdruck kommt, wollen und können wir nicht schweigen. Die Alten dankten bis in die Steinzeit hinunter dem Vieh, das sein einziges gottgegebenes Leben opfern musste, damit der Nackte Affe weiterexistieren durfte. Sie dankten mit Inbrunst, sie redeten mit den Seelen der Viecher – die herrlichen Höhlen von Lascaux bestätigen diesen Fakt eindrucksvoll. Die vollgefressenen und gedankenlosen Trottel von heute ballern zum Spaß auf die Eier. Zielscheiben aus Stroh tun's ja nicht. Das lockt ja keine Egoshooter-Blagen mehr vom Rechner weg, wenn man nicht in einer Zeitlupe die Explosion eines Eis, eines Lebewesens in seiner Hülle effektiv darstellen kann.

Was dort gezeigt wurde, entspricht nach unserem Verständnis einer geistigen Körperverletzung an Kindern. Gleich dahinter rangieren unserer Ansicht nach die Sittenstrolche. Nein, denen zuzuschauen ist keine sinnvolle Freizeitbeschäftigung für Kinder. Wie verheerend diese Hameln'sche Rattenfängerei auf selbst kluge und lernbereite Kinderseelen wirkt, konnten wir bei unserer 9-jährigen Denise beobachten, die beinahe unter Tränen protestierte, als wir sie bewogen, diesen üblen Schund wegzuschalten. Es kostete ein gerüttelt Maß an Agitation, dem Kinde klarzumachen, worin die für ein geschultes Erwachsenenauge sofort ersichtlichen Gefährdungspotentiale lagen. Ähnlich muss es wohl aufgeklärten Geistern vor fünfundsiebzig Jahren gegangen sein, als sie begeisterte Pimpfe und HJler aufforderten, ihre idiotischen Fahrtendolche, Trommeln, Fähnlein und Uniformen wegzulegen.

Nein – diese Fernsehritzen waren keine Fröbel, Pestalozzi, Claudiusse. Denen ging es nicht darum, aus Kindern wertvolle Zeitgenossen zu machen. Die fördern die niedrigsten im Nackten Affen angelegten Instinkte, weil's Quote bringt. Quote heißt Knete. Darum geht's.

Hier wird eine Scheinwelt aufgebaut, die dauerhaft Spiel, Spaß und Abenteuer vorgaukelt. Dass in derselben Zeit Tausende und Abertausende von Grundschullehrern einen Nervenzusammenbruch nach dem anderen schieben und früh vergreisen, weil sie nur noch Meuten von antiautoritär erzogenen, völlig disziplinlosen, ehrgeizfreien, kleinen Hirnis gegenüberstehen, die sich als hartnäckig therapieresistent und dauerhaft unbeschulbar beweisen, dass interessiert doch das Fernsehen mit seinem Bildungsauftrag nicht die Bohne. Was denn überhaupt für ein Bildungsauftrag? Dafür gibt's doch ein paar anständige Formate, die dem auch gerecht werden. Die Feigenblätter sozusagen, die Alibi-Kollegen.

Das Online-Portal von t-online startete Anfang November eine Umfrage zur empfundenen Qualität des deutschen Kinderfernsehens. Geschlagene 98% erklärten, dieses Kinderfernsehen sei wertloser Schund und Plunder. 1% fand es gut, einem weiteren Prozent war das scheißegal. Wenigstens sind wir bereits bei dieser Erkenntnis angekommen. Es steht nur zu befürchten, dass nach der alten Weisheit, denen, die in die Kirche kommen, brauche

man nicht zu predigen, an der Umfrage beinahe ausschließlich solche Leute teilgenommen hatten, die über den intellektuellen Horizont verfügen, sich auch adäquat und suffizient ihres Nachwuchses anzunehmen. Die unterbelichtete Mehrheit, die dem unappetitlichen Fernsehen sogar Dank dafür sagt, dass es die noch unterbelichteteren Brut vor der Glotze fesselt und denen es darüber hinaus völlig wurscht ist, welcher Mittel sich das Fernsehen dabei bedient, würde wahrscheinlich zu einer anderen Einschätzung gelangen. Darüber mögen sich die Macher dieses Schundes freuen – ihre Klientel wächst täglich. Doch Vorsicht! Das Ding hat einen Pferdefuß: Werden die kleinen Konsumenten der Zukunft heute zu stumpfsinnigen Einzellern erzogen, sind sie morgen mit Sicherheit nicht wirtschaftsmächtig genug, die GEZ zu bezahlen, oder die Werbe-Abonnenten mit ihrem bezeugten Verbrauch zu animieren, weiterhin in solche Sender zu investieren. Dann schlägt das Pendel böse zurück. Aber das sind Prognosen, die über den Tellerrand hinausreichen. Nichts für eine schnelllebige und kurzsichtige Gesellschaft, die bereits vor über 200 Jahren mit den legendären Worten an den Start ging: Nach uns die Sintflut!

Neues von der Geschlechterfront

Don M. Barbagrìgia

“Väter haben ein einziges Recht”, pflegte der Gynäkologe und Geburtshelfer Dr. Lothar H. aus Brandenburg an der Havel zu sagen, “nämlich das Recht zu zahlen.“ Der Mann wusste, wovon er sprach. Vergingen doch Jahrzehnte, ehe er seinen mittlerweile erwachsenen, erstgeborenen und nunmehr einzigen Sohn Klaus in die Arme schließen konnte. Es ist diese millionenfache Tragödie, die seit dem Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts als Erbe der rührseligen Mutter-Romantik des 19. Jahrhunderts Hekatomben an Leid, Verzweiflung, Wut, blankem Hass und Irrsinn über das deutsche Volk ausschüttete, angeheizt von Legionen unterbelichteter und krankhaft geltungssüchtiger Megären, die auf diese Weise ihrem Emazipationsverständnis Ausdruck verleihen wollten. Für abertausende Frauen war es völlig legitim, das gemeinsame Kind als Druck- und Machtmittel im Kampf gegen den auf diesem Felde von vornherein chancenlosen, ehemals geliebten, oder aus welchem Grunde auch immer begehrten Mann zu instrumentalisieren.

Hier konnten sie Zähne zeigen, Macht entwickeln, den Mann im Nachhinein kastrieren, entmannen, ihn um seine Zukunft bringen, insofern er diese in seinen Kindern sah. Sie konnten die Kinder gegen ihn aufhetzen, ihn demütigen und aussaugen bis zum Gehtnichtmehr. Bereitwilligst genug ließen sich Jugendämter, Familiengerichte und ähnlich geartete Helferszenen vor den Karren dieser fragwürdigen Mütter spannen und wurden damit zu Mittätern, Mitschuldigen an Verbrechen, die in all ihren Konsequenzen mitunter bereits faschistoiden Charakter hatten, wie seinerzeit dem Richter am Familiengericht Tempelhof-Kreuzberg Axel Lutz R. Kranz treffend ins Stammbuch geschrieben wurde.

Denn – für viele Väter war der Unterschied belanglos, ob ihnen ein SS-Mann in Uniform auf der Rampe in Auschwitz oder ein Familienrichter des “demokratischen” Deutschland das Kind entriss. Weg war weg! Die Begründungen – mitunter lachhaft. Auch die Nazis verwandten sehr viel Mühe darauf, die Vernichtung des deutschen und europäischen Judentums “wissenschaftlich und auf Höhe des Kenntnisstandes ihrer Zeit” zu begründen. Das Ergebnis war, ist und bleibt dasselbe: Weg war weg! Die

Getroffenen jaulen auf? Der Vergleich wäre unerträglich? Uns kommen die Tränen! So unerträglich es diesen Müttern gewesen wäre, ihrerseits ihre Kinder zu verlieren, so unerträglich wurde es Legionen von Vätern! Und der deutsche Gesetzgeber sowie seine nachgeordneten Exekutoren kümmerten sich einen Scheißdreck um dieses Leid. Sie leisteten der kriminellen Energie solcher Mütter ungerührt Vorschub, die aus ihren Kindern Waffen formten im Geschlechterkrieg! Das ist die Wahrheit. Jetzt erst scheint sich sachte ein Paradigmenwechsel am beschränkten Horizont des Bundesfamilienministeriums und seiner Helfershelfer abzuzeichnen. Vielleicht hat man die zerstörerische Kraft begriffen, die den Tornado der massenhaft zerbrechenden Familienbande quer durch die Gesellschaft hindurch begleitet. Dieser ganze widernatürliche Wahnsinn, der davon ausging, die Erziehung von seelisch gesunden Kindern könne auch von einem einzigen Elternteil oder sogenannten Patchworkfamilien suffizient geleistet werden, wobei man natürlich immer den maternalen Part im Sinne hatte. Das Echo dieser katastrophalen Dummheit wird noch durch die nächsten Generationen hallen, auch wenn die Bundesregierung jetzt beginnt, zaghaft ein wenig am Steuerrad zu drehen und den Kurs zu ändern.

Das geteilte Sorgerecht nämlich wird den zugrunde liegenden Kardinalfehler auch nicht korrigieren. Es geht darum, den Eltern wieder eine gesunde Moral zu vermitteln, eine Moral, die ihnen nicht gestattet, ihre mit Kindern gesegnete Beziehung gleich um der ersten, besten Belastung und des jahrelang gesellschaftlich propagierten Egoismus unter rücksichtslosem Gebrauch der Ellbogen hinzuwerfen. Das Ganze wurde unter dem euphemistischen Mäntelchen der Selbstverwirklichung getarnt. Auf der Strecke blieben die allzuoft orientierungs- und haltlosen Kinder, die in solcherart zerrütteten Familien aufwuchsen, auf deren Rücken der Krieg ihrer Eltern ausgetragen wurde und die, selbst zu Eltern geworden, ihren Kindern mangels besserer Erfahrung kein anderes Lebensentwurfmodell mitzugeben wussten.

Diese Entwicklung breitete sich aus wie eine Seuche, sehr zum Schaden einer Bundesrepublik, die wirtschaftlich und politisch eh schon mit den über Jahrzehnte hinweg angehimelten USA gemeinsam der Bedeutungsarmut entgegen steuert. Wenn Engels Recht hatte, und die Familie die kleinste Zelle der menschlichen Gesellschaft ist, dann bilden Legionen an desolaten Familien den Gesamtzustand der Gesellschaft recht zuverlässig ab. Damit dürfte klar sein, wo der Ansatz zu formulieren ist: nämlich in einem gesellschaftlichen Leitbild, das sich nicht geniert von den Menschen auch wieder eine Submission einzufordern, die anerkennt, dass es höhere Werte gibt als das eigene Ich. Und nicht wahlweise die eine oder andere Front zu stärken, wenngleich eine solch gutwillige Nivellierung der Kräfteverteilung die ehemals schrankenlos Überlegenen zu mehr Nachdenken animieren dürfte. Insofern begrüßen wir natürlich die neue Gesetzesvorlage der Koalition.

Paten sollen es retten

J.-F. S. Lemarcou

Ein Pate ist doch etwas Feines: Für die Kinder früherer Generationen war der Pate der Überlebensgarant, falls den Eltern etwas zustieß. Eine sehr sinnige Erfindung. Nun erlebt diese Institution in der Mark Brandenburg eine Renaissance. Ziel ist es wiederum, Kindern in unangenehmen Situationen, die durch schwache oder hilfsbedürftige Familien hervorgerufen werden, zur Seite zu stehen. Ein Vergleich zwischen den christlichen und den gegenwärtigen Paten drängt sich auf und eines sticht dabei sofort ins Auge:

Während die Paten alten Typus in einer Gesellschaft der Großfamilien wirkten, denen Sippenverantwortung etwas galt, so sehen wir uns heute mit einer entsozialisierten und individualisierten Form des Zusammen-, oder genauer gesagt: des Auseinanderlebens konfrontiert. Die wachsende Anonymität, lange Zeit zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit als essentiell und entsprechend wohltuend empfunden, zeigt die Schattenseiten des Verlustes an sozialer Kontrolle. Gepaart mit immer reichhaltigeren Angeboten zur Verblödung, die von der gigantischen doofen Fraktion des Volkes dankbar angenommen wird, schafft diese Anonymität der inneren und äußeren Verwahrlosung vieler Menschen den entsprechenden Spielraum. Die asozialen Elemente, deren einziger Daseinsinhalt seit Jahrhunderten im Fressen, Saufen und dem ungezügelten Triebleben besteht, seit einigen Jahren nun um das Fernsehen und das Computerspiel, sowie dem endlosen Gefummel mit Mobiltelefonen verarmt wurde, frönen zwar einer einer fidelen protestantischen Fruchtbarkeit, sind aber keineswegs in der Lage, sich adäquat um ihren Nachwuchs zu kümmern. Die tragische Folge sind verlaute und verhungerte Kinder, unterernährt an Brot, Liebe und Bildung, und mitunter verscharrt in Blumenkübeln und Hinterhöfen. BILD schreit „Skandal!“ und das Volk übertrifft sich in Aufschreien der Entrüstung, Politiker geraten unter Druck und treiben Staatsbedienstete und NGOs (Nicht-Regierungs-Organisationen) zu oft blindem Aktionismus. Man will verhindern, verhüten, vorbeugen, entgegenwirken...

Und da bleibt es dann nicht aus, dass eine altbewährte Einrichtung wieder ans Licht gezottelt wird: die des Paten nämlich. Das sind nun Leute, die teils selbst schon in Rente oder anderweitig nicht ausgelastet sind. Die nehmen sich solcher Familien an – rein freiwillig, versteht sich, und überhaupt, he, was sagen Sie dahinten in der letzten Reihe? Soziale Kontrolle? Pscht! Ja, spinnen Sie denn? Wie können Sie denn nur an so was denken? Liegt auf der Hand? Ach hör'n Sie doch auf! Nein, wir hören nicht auf. Das Gegenteil von Gut ist bekanntlicherweise nicht Böse, sondern gut gemeint! Noch mag sich das alles sehr harmlos ausnehmen. Viele Paten werden ehrlichen Herzens dabei sein. Aber sie kommen in die Wohnung der Asozialen, sie sehen die Zustände, sie hören das Gebläke entnervter Mütter und derer gestresster hyperaktiver Gören, während der angesoffene Alte Egoshoooter zockt. Was sollen sie denn jetzt machen? Zwei Jahrzehnte verkorkste Erziehung der Eltern aufholen und die der Kinder gleich in die richtigen Bahnen lenken? Bei der therapieresistenten und unbeschulbaren Klientel? Na, wo wohnt denn der gute Onkel Weihnachtsmann? Oder sollen, ja müssen sie dem Jugendamt Kenntnis von als unhaltbar empfundenen Zuständen geben? Die Teilnahme am Familienpatenprojekt sei freiwillig, heißt es. Ja, ja – aber wie lange noch? Wird dieser Prozess nicht irgendwann einmal eine gewisse Eigendynamik gewinnen, wie er solchen Verfahren nun mal immanent ist? Wird es nicht irgendwann einmal heißen: „Natürlich können wir Sie zu einer Teilnahme nicht zwingen, aber wenn Sie ablehnen, müssen wir schon vermuten, dass Sie irgendetwas zu verbergen haben, finden Sie nicht auch?“ Aus dem Dunkel der Erinnerung steigt bei uns das Bild der DDR-Wahlkabinen empor: „Natürlich können Sie die benutzen, dafür stehen sie ja da. Na denn... Sie werden schon sehen, was Sie davon haben!“

Es ist ein sehr schwieriges Thema. Einerseits ist die Gesellschaft zu schwach sich einzugestehen, dass ein hoher Prozentsatz einer sozialen Kontrolle geradezu bedürftig ist, weil das Leben wehrloser Dritter, der Kinder nämlich, durch das asoziale Verhalten ihrer Eltern direkt berührt ist, andererseits pocht man auf dem unverletzlichen Recht zur Selbstbestimmung, und will sich von Willkür und Autoritätsanspruch totalitärer Systeme abgrenzen. Damit aber malt man ein Elysium an die Wand, das so nicht existiert und nie existieren kann. Man bräuchte einen Führerschein für Kindeserziehung, wie man ihn seit langem schon potentiellen Adoptiveltern abverlangt. Aber wo setzt man die Richtlinien an, wer setzt sie überhaupt an und wer

maßt sich an, das Ganze umzusetzen? Derweil nimmt die gesellschaftlich drückende Problematik immer gewalttätigere Züge an. Gab es früher noch ein schmerzhaftes Aufstöhnen quer durchs ganze Volk, wenn eine Mutter – o heilige Hüterin des Lebens – wieder einmal ihr Kind in einer Überforderungssituation auf rigide Art und Weise entsorgt hat., so lockt mittlerweile eine solche Meldung keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Und nun sollen die Familienpaten es richten? Na dann – drauf und dran, Spieß voran! Wir vermissen noch das obligate: Honi soit qui mal y pense! Denn, irgendwie werden wir den Verdacht nicht los, der Aktion hatte auch eine gewisse Alibi-Funktion: Wenn mal wieder ein Säuglingsleichnam aus einer märkischen Mülltonne gezogen wird, dann können sich ja die Verantwortlichen aus Politik und Gesellschaft hinstellen, die Hände in Unschuld waschen und sprechen: „Aber seht doch mal, was wir alles gemacht haben...!“

Nein, das gilt nicht. Kein Wort gegen das ehrenamtliche Engagement der Paten an der Basis, den Straßenläufern, die sich heißen Herzens um die Verlorenen zu kümmern gewillt sind! Sie werden von all dem nichts ahnen. Was wir fordern, ist, dass sich die Entscheidungsträger unter den Volksvertretern genauso heißen Herzens um eine Neuordnung der gesellschaftlichen Moral oder auf eine Rückbesinnung hin zu gestandenen, aber leider in Vergessenheit geratenen Werten besinnen – die vor der unangenehmen Erkenntnis nicht halt machen, dass sich jeder Mensch durch eigene Lebensführung in seinen Bürgerrechten einschränken kann, welch Defizit dann durch eine gesellschaftliche Intervention ausgeglichen wird. Wird dies nicht schon seit langem bei psychisch Kranken mit einem hohen Eigen- und Fremdgefährdungspotential über den Paragraphen 27 Psych. KG modellhaft geregelt? Aber sicher – die Zwangssterilisationen, die demokratisch durchaus fortschrittliche Schweden in den Zwanziger und Dreißiger des Zwanzigsten Jahrhunderts bereits durchführten – sitzen den Leuten noch tief im Genick. Es ist eine sehr vertrackte Situation und jede angebotene Lösung wäre mit tausend Sicherungssystemen gegen Missbrauch zu sichern – denn, auch geistig und sozial schwächere Eltern können hervorragende Eltern sein.

Inwieweit der Versuch der Einführung von Familienpaten des Problems Herr zu werden vermag, muss der Beurteilung durch die Zukunft überlassen bleiben. Wir werden aber die Befürchtung nicht los, es handle sich um den berüchtigten Tropfen auf dem heißen Stein.

Politiker – ein vielgescholtener Berufsstand

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Nicht einmal der Beruf des Gynäkologen ist mit so ausgesprochen blödsinnigen und falschen Klischees behaftet, wie der des Politikers. Dabei stehen letztere sogar noch im täglichen Rampenlicht. An den Stammtischen tönt das Gewetter: „Diese verlogenen Lumpen, Pfründejäger, Eidbrecher...!“ Ja, ja – für einige Vertreter dieser Spezies mag das ja alles zutreffen. Aber ist diese Einschätzung nicht etwas zu undifferenziert? Die Wut der Leute richtet sich doch zunächst einmal gegen einen Popanz, eine Strohpuppe, das verzerrte Bild, was die Menschen von diesem Berufsstand haben. Was stellen sie sich denn nun eigentlich vor? Sie glauben, ein guter Politiker sei einer, der fürs ganze Volk da ist. Wie das? Nun, wenn sie „Volk“ sagen, dann meinen sie sich selbst und das, was sie für ihresgleichen halten. Also eine homogene Masse. Kein Volk aber besteht aus einer homogenen Masse. Am Altstädtischen Rathaus der Stadt Brandenburg an der Havel steht ein Spruch: Wenn einer kommt und sagt an, er habe allen Recht

gethan, so bitten wir diesen guten Herrn, er wolle uns solche Kunst auch wol lahrn.“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. Man kann Politik immer nur für eine bestimmte Klientel machen. Und darauf kommt es bei einem guten Politiker wirklich an! Er muss ein guter Vertreter seiner Mandatsgeber und deren Interessen sein. Er soll Schaden vom Volke abwenden, aber er ist nicht verpflichtet, wie einst Moses das ganze Volk ins Gelobte Land zu führen. Wahrhaftigkeit ist eine schöne Charaktereigenschaft.

Auf politischem Parkett jedoch ist sie kontraproduktiv. Die gesamte zwischenmenschliche Kommunikation ist auf der Prämisse aufgebaut, dem Nächsten die Taschen vollzuhaufen, ihm Illusionen vorzugaukeln. Das ist auch, vom Standpunkt der Evolution her betrachtet, durchaus korrekt und gewollt. Ich kann für mich selbst nur gewinnen, wenn ich dem anderen nehme. Da aber niemand freiwillig gibt, es sei denn aus altruistischen Erwägungen, muss ich dem Nachbarn vorgaukeln, der Kuhhandel sei zu seinem Vorteil. Kann er aber nicht sein, sonst wäre er ja zu meinem Nachteil. Es kommt also auf mein Geschick an, wie ich diese Illusion gestalte und verkaufe. Nichts anderes macht ein Politiker und wer ihm glaubt, ist selber schuld.

Des weiteren ist der gute Politiker gleichzeitig ein guter Diplomat. Er muss die Schwingungen erspüren, die von den unterschiedlichen Interessen ausgelöst werden, ihre Wechselwirkung und ihre Resonanz. Wer es dann noch versteht, seine Eigeninteressen energieschonend auf einer gerade dominierenden Welle reiten zu lassen, darf schon beinahe das Prädikat „politisches Genie“ für sich in Anspruch nehmen. Es gab solche überragenden Leute: Fürst Hideyoshi, gen. der Taiko, Kardinal Mazarin, Talleyrand, Friedrich der Große, Bismarck und einige andere. All diesen Leuten war gemeinsam, dass sie sicherlich viele Situationen mit Glück bestanden.

Weitaus mehr Herausforderungen des Schicksals aber meisterten sie mit dem feinen Gespür für den richtigen Augenblick zum Handeln, und dem zum passiven Beobachten. Wenn sie denn handelten, so behielten sie das Maß ihrer eingesetzten Kraft und Mittel kühl und überlegt im Auge. Ihr Einsatz war weder unter- noch überdosiert und ließ sie stets an die Folgen denken.

Das ist es, was in erster Linie einen guten Politiker ausmacht. Deswegen sei dem Stammtisch angeraten, den Realitäten Rechnung zu tragen und zur Unterstützung dessen vielleicht Machiavelli zu lesen, statt ständig die alten Gute-Nacht-Geschichten zu kolportieren, die rund um die eigene Zipfelmütze kreisen. Politik mag denen, die keine eigene Lobby zu installieren vermögen, als ein dreckiges Geschäft erscheinen, unmoralisch und verkommen.

Doch das ist sie nicht. Sie folgt den ursprünglichsten Gesetzen des Lebens. Das sollte man akzeptieren. Die Grenze zum Machtmissbrauch ist dünn – zugegeben. Sie wird dort überschritten, wo die unabdingbaren Moralgesetze, die den archaischen Impetus einer jeden Gesellschaft verträglich abmildern sollen, verletzt werden. Darauf muss man acht haben. Wer über die Stränge schlägt, muss weg. Wer sich in einer Demokratie ein Amt durch Vorspiegelung falscher Tatsachen ergaunert, muss daraus umgehend entfernt werden. Wer aber Dinge verspricht, die er nicht einlöst, der hat nur den Anspruch darauf erworben, in der nächsten Legislaturperiode nicht wieder gewählt zu werden... wenn den Volkes Gedächtnis so weit reicht. Da aber findet sich der Ball in der Ecke der Stammtischstrategen. Kein Grund – die Politiker pauschal zu beschimpfen. Und übrigens – jeder, der das Maul aufreißt, sollte sich zuerst im stillen Kämmerlein überlegen, wie denn eigentlich er selbst handeln würde – säße er auf dem Sessel des Angefeindeten. Aber dazu ist wohl kaum jemand willens oder in der Lage.

Robert tot – Michel traurig

zur Trauerhysterie um Robert Enke - Wahnsinn einer parasozialen Beziehung

B. St. Fjoeffross

Ein Fußballfeld ist vielen Europäern ein heiliger Ersatzkriegsschauplatz, wo all die aggressiven Emotionen ein Ventil finden, die das Archencephalon des Nackten Affen seit den Tagen bestimmen, als er noch in Rudeln über die Kontinente zog, jederzeit bereit, dem Nachbarlan den Nüschel einzuschlagen. Es ging heute wie damals um die Weibchen der Nachbarn, um seine Nahrungsressourcen und Jagdgebiete – und letztendlich galt das Ziel, die „Anderen“ von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Die einschlägigen Arbeiten von Lorenz, Morris und Goodall haben uns viel über das Wesen des gemeinen Nackten Affen gelehrt, der sich zwar neuzeitliche Armani-Anzüge überhelfen mag und trotzdem immer die alte Bestie bleibt.

Nun stehen wir dem Fußball nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Aus den vorgenannten Gründen ist es uns lieber, wenn in diesem Geschäft Milliarden dafür verpulvert werden, dass Hunderttausende Augenpaare den Weg einer Lederkugel zwischen den Beinen von zweiundzwanzig Spielern hindurch verfolgen, als dass „draußen“ Mord und Totschlag herrsche. Dennoch – der jüngst stattgehabte Freitod des Nationaltorhüters Robert Enke stimmt uns nachdenklich. Nicht einmal so sehr das tragische Ableben des jungen Menschen an sich. Das ist immer ein Grund zur Betroffenheit. Das Gejaule und Geheule aber, das nun durch die Nation geht, das Brimborium, das sie veranstaltet um sich über diesen Verlust hinwegzutrusten, das ist doch bedenklich. Es ist ein Indikator, welchen Stellenwert Fußball mittlerweile in dieser Gesellschaft einnimmt, die sonst keine Sorgen zu haben scheint. Oder derer am Ende zu viele? Tatsache ist: Ein Götze hat die Menschen verlassen – und sie gebärden sich wie unsinnig. Hat dieser Abgott ihnen Reichtum, Wohlstand und Gesundheit gebracht?

Einigen wenigen vielleicht. Die meisten aber wurden lediglich mit einer Illusion abg gespeist. Dem Gefühl, zu den Siegern zu gehören ohne auch nur einen Finger krumm machen zu müssen, ohne ihren Hintern auch nur einen Zoll breit über die Fernseh-Liege zu heben, und das nur, weil dieses Idol den selben Personalausweis in der Tasche trug wie all die deutschen Couch-Kartoffeln. Für das erhabene Gefühl eines in seinem Namen ausgefochtenen Siegs sind der Michel und seine internationalen Leidensgenossen bereit, das letzte Hemde wegzugeben. Es ist so erschreckend. Da muß eine Landesbischofin eine Trauermesse für einen Selbstmörder zelebrieren – nein, nicht eigentlich für ihn, sondern für die trauernde Gemeinde, die des Hokuspokus' der Religion bedarf, um sich solchermaßen in weihevollen Worten eingelullt vor der Realität verstecken zu können. Hat die hohe Geistliche aber ein Wort über die armen Fahrer des Eisenbahnzuges verloren, die womöglich Alpträume habt, nachdem ihr Zug einen Menschen überrollte. Nein, natürlich nicht. das gehört da nicht hin. Das sind ja nur „ganz gewöhnliche“ Leute.

Wen interessieren die schon? Die locken kein Couch-Potatoe von seinem Diwan herunter. Nein, die Kirche folgt dem Willen der trauernden auf der Straße: Gewohnt obrigkeitshörig bauchstreichelt die evangelische Kirche mit enormem Aufwand die tumbe Masse um eines Toten willen, anstatt sich zu den wirklich leidenden Lebenden zu bekennen. Der Witz dabei ist, dass es nicht einmal um den Kern dieses Toten, seine private Persönlichkeit geht. Es ist nur seine öffentliche Hülle und sein Name und das wofür dieser Sportler steht. Recht eigentlich ist also die Institution des Nationaltorhüters gemeint, die nun wacklig vakant geworden ist. Michel bekommt es mit der Angst, dass er bei der bevorstehenden Fußballweltmeisterschaft – also dem mehr oder

weniger friedlichen Ersatzweltkrieg – wieder mal auf die Fresse bekommt. Dass der Tommy ihn hämisch angrinst, während er sein Handtuch auf die Pool-Liege in Malle wirft. Hat er nicht schon so viel verloren? Muss ihm der Gott seiner Väter, der einst Eisen wachsen ließ, nun wiederum dem Gelächter der Nationen preisgeben? Treibt sie das um, wenn sie sich in ihren Briefen an einen Toten ihren Kummer von der Seele schreiben? Ihn, den phantastischen Menschen Robert Enke hätten sie dabei im Sinne? Wann wären denn die meisten der Briefeschreiber und von trauerndem Schmerz Überwältigten jemals diesem Manne so nah gekommen, dass sie einen Grund hätten, seinen Verlust so zu beklagen, als sei ein naher Verwandter gestorben? Das ist doch alles Blödsinn. Zur selben Zeit rutscht vielleicht ein pubertierendes Mädchen in die Drogensucht ab, weil sie sich von niemandem mehr angenommen fühlt, ein Mädchen mit einem vielleicht tadellosen und liebenswerten Charakter, aus der viel hätte werden können.

Um die Ecke springt eine alte Frau aus dem Fenster, die noch half, die Bundesrepublik zu enttrümmern und jetzt, nachdem der Mann gestorben ist, Angst hat, in ein anonymes Altersheim abgeschoben zu werden, wo man ihr den Rest der Selbstbestimmtheit und die Würde nimmt. Landesbischofin – wir vermissen deine donnernden Worte von der Kanzel! Oder sind das Mädchen und die alte Frau vor Gott weniger wert als ein junger Mann, nur weil sie keiner Nation zur Hebung des Selbstgefühls dienlich sind? Wenn aber diese beiden vor Gott ebenso viel zählen wie der unproduktive Fußballspieler, der lediglich verhindert, dass eine Lederkugel in sein Tor gelangt, interessiert sich seine Kirche auf Erden am Ende gar nicht mehr für Gottes Standpunkt? Stellt sie das Volksinteresse über das ihres Chefs? Ist der ALTE am Ende selbst in den Augen seiner Diener nur noch ein Popanz? Welch bezeichnendes Licht der Aufklärung da plötzlich durch die klerikalen Buntglasscheiben schimmert. Doch Aufklärung wurde in Teutonien schon immer zu denen Giften gezählt – es ist gefährlich, den Michel mit seiner Dummheit zu konfrontieren. Das ist der Punkt, an dem er zur reißenden Bestie wird. Das lässt er sich nicht gefallen. Da beißt er um sich. Und dann gibt es am Ende jede Menge Opfer, nach denen keine Landesbischofin kräht. Uns zum Beispiel.

Rot Front und Waffen-SS

Ministerpräsident, Elefant und Porzellanladen

B. St. Fjöllfross

Der Landbote, obschon linksliberal, ist doch ein wertkonservatives Blatt. Und so haben wir nie ein Hehl daraus gemacht, dass wir, die wir in aller Regel schwarz wählen, bei den Landtagswahlen unserem amtierenden Landesvater, dem Herrn Ministerpräsidenten Matthias Platzeck unsere Stimme gaben. Er ist und bleibt der Deichgraf und hat es verstanden, seinen Ruf über das Krisenmanagement der großen Fluten hinaus im politischen Alltagsgeschäft zu konsolidieren, ja mehr noch, zu stärken. Ein doller Mann. Keine Frage! Was also ist mit ihm los, dass er den Wahnsinn vollendet, an dem schon Andrea Ypsilanti unseligen Angedenkens kläglich gescheitert ist? Sicher ist er nicht wie sie vorbelastet. Er konnte, ohne sich unglaubwürdig zu machen, in die Koalitionsverhandlungen mit den Linken eintreten. Aber Teufel noch mal – musste er das denn auch?

Die Linken – und wir sind weiß Gott immer fair mit ihnen umgegangen – sind eine geborene Oppositionspartei. Die hat ihre unbestrittenen Meriten und sie soll auch als Vox Populi die Nöte derer artikulieren, die das für sich selbst nicht vermögen. Aber Regierungsverantwortung? Dafür hätten ihnen die Brandenburger das Mandat erteilt? Ach Quatsch! Natürlich haben die Ultralinken das beste Ergebnis seit der Wende eingefahren. Die Märker waren einfach mal sauer wegen der sich konservativ gebenden Idioten, welche die Krise mitzuverantworten haben und die SPD hat sich als in Auflösung begriffen und damit als unwählbar offenbart. Dabei darf Brandenburg dem Allmächtigen auf Knien danken, dass es nicht so blöde war, denen Ultrarechten ein parlamentsfähiges Mandat zu übertragen. (Wo das im Übrigen hinführt, wissen wir seit den 1988er Wahlen zu den Bezirksparlamenten und dem Abgeordnetenhaus von Groß-Berlin. Inkompetenz auf der ganzen Linie, heiße Luft, sonst gar nichts.) Aber viel mehr wird das mit den Linken auch nicht. Wetten?

Die roten Betschwestern und -brüder haben doch keine Substanz im Rücken. Vielmehr stehen sie nicht nur mit Selbigem an der Wand sondern darüber hinaus im Geruch der Machtgeilheit. Aber auch Macht braucht ein solides, tragfähiges und finanziell abgepolstertes Fundament. Das haben sie nicht und sie haben auch kein Kredit bei denen, die es besitzen. Vater Platzeck aber scheint an seinem Thronesselchen Gefallen gefunden zu haben. Mit den Schwarzen im Bunde wäre seine Wiederwahl fragwürdiger geworden, als sie es derzeit ist. War das seine Intention – oder sah er seine alte Arbeiterrätterante SPD dermaßen im freien Falle begriffen, dass er am Horizont schon einen zweiten Vereinigungsparteitag heraufdämmern fühlt, der für den rasanten Mitglieder- und Sympathisantenschwund bei der SPD in letzter Konsequenz die allerletzte Rettung wäre? Man weiß es nicht. Man ist ratlos. Und während alle außer dem doofen Michel vor sich hin brüten, lässt der Deichgraf die nächste Bombe hochgehen: „Kinders, dass ich den Roten die Hand reiche, denen, die ein ganzes Volk 28 Jahre lang einsperren mussten um selbst am Leben zu bleiben, ist doch aber durch die Geschichte gerechtfertigt. Kurtchen Schumacher hat doch der Waffen-SS auch die Hand gereicht! Es muss doch irgendwie weitergehen.“

Man kann doch nicht immer nur nach hinten schauen!“ Wir sind fassungslos, schlagen die Hände über dem Kopf zusammen. Ist die Exzellenz jetzt verrückt geworden? Ein solches Übermaß an Instinktilosigkeit wäre wohl bei denen heillosen Wessis zu vermuten – aber ein ostdeutscher geschulter und kluger Kopf? Das gibt's doch nicht! Dass die Roten keine Samthandschuhe an hatten und auch schon mal launig die „Vernichtung des Gegners“ propagierten und an der Mauer hundertfach praktizierten – ja klar, deswegen trauen wir ihnen auch nicht weiter über den Weg, als wir sie sehen. Aber gleich die Waffen-SS? Monsieur Le President! Wie naiv muss man denn sein, so blauäugige und gelinde gesagt unvorsichtige Analogien zu bemühen, die ja einen wahren Kern besitzen mögen, die aber dennoch sensibler sind als Erichs Minen-Stolperfallen an der innerdeutschen Demarkationslinie. Teufel noch eins! Aber das Merkwürdigste kommt noch: Die Roten, die sonst bei einem solchen Fauxpas aufheulen würden wie die angeschossenen Wölfe, verhalten sich unerklärlich ruhig, faseln etwas von unglücklicher Wortwahl.

Dabei ist der Hammer, dass Nazi-Analogien in aller Regel bemüht werden, um den politischen Gegner zu treffen. Hier aber knallt der alte und neue Brandenburger Regierungschef dem politischen Partner einen Trumm auf die Füße, wie sie deren selbst der Hohe Fläming nur wenige zu bieten hat. Und die getroffenen Roten sagen nur ganz leise und verstohlen „aua“? Nee, ne? Da lohnt doch mal ein näheres Hinsehen. Müssten die mit der Waffen-SS in einen Topf Geworfenen nicht sofort den Koalitionsvertrag aufgrund dieser Verbalinjurie aufkündigen, den ganzen Bettel hinschmeißen? Tun

sie aber nicht. Statt dessen lamentiert die CDU? Steht die Welt auf dem Kopf? Fahren Windjammer mit voll geblähten Segeln über die märkischen Äcker, regiert jetzt der Hofhund die Landwirtschaft, ist der Mond ein Käse? Wenn man die oben postulierte Machtgier der Postkommunisten ins Kalkül zieht, diese Variable in die Rechnung miteinführt, dann, ja dann bleibt auf einmal alles im Lot. Dann schippern die Schiffe auf der Förde, der Köter sitzt in seiner Hütte und Armstrong hätte sich die Zähne an unserem guten alten Trabanten ausgebissen. Was dabei allerdings auf der Strecke bleibt, ist die Glaubwürdigkeit, die Ehrbarkeit und der politische Anstand der Linken. Wahrscheinlich hat Platzeck das gar nicht so gewollt, aber er hat sie demaskiert. Er hat ihnen die Larve vom Gesicht gerissen. Er hat dem Brandenburger Michel vor Augen geführt, wem er da Macht über sich gegeben hat. Blöd nur, am Ende ist es schlecht für ihn – mit diesen rückgratlosen Gesellen muss er nun das Staatsschiff steuern. Und er war der Heuerbaas. Für diese Personalien wird man nun ihn verantwortlich machen, ihn und seine SPD. Damit dürfte er der alten Tante noch mal einen kräftigen Tritt in den, na sie wissen schon, verpasst haben, wo sie doch eh schon am Boden lag. Klasse! Die Roten wird's freuen. Der einzige, der wieder mal auf der Strecke bleiben wird, ist, na wer wohl? Richtig! Zippelmützen-Michel, der arme Dorffrottel der Republik.

Segnungen der Gerontokratie

zur Personaldiskussion von Bob Lutz als Opel-Sanierer

Don Miquel Barbagrigia

Opel, die deutsche Traditionsmarke, wurde von ihrem Mutterkonzern General Motors im Zuge der Krise mit in den Abgrund gerissen. Bekannt. GM weigert sich, entgegen allen Zusagen und Vereinbarungen, das Filetstück Opel an Magna zu verkaufen. Bekannt. Die Opelener, die jahrzehntelang um das größte Maul im Reich mit guten Aussichten konkurrieren durften, werden plötzlich ganz kleinmütig und zittern wie Espenlaub. Dahin die guten Zeiten, da jemand, der bei VW, Opel, BMW, Mercedes-Benz, Quelle oder Karstadt arbeitete, einen Edel-Job auf Lebenszeit hatte, mit fetter Betriebsrente, tadellosem Blaumann, dreizehntem Monatsgehalt, Weihnachtsgeld und besonderen Vergünstigungen beim Einkauf eines Produktes aus dem eigenen Hause. Sie waren kleine Fürsten unter den Proleten, die Angestellten, der als unsinkbar geltenden Konzernriesen. Haben sie einen Schreck bekommen, als damals die gewerkschaftseigene „Neue Heimat“ absoff? Wurden sie nachdenklicher, die Opelener? Oder protzten sie noch immer vor ihren armen Brüdern und Schwestern aus der Zone mit ihrem legendären Arbeiter-Wohlstand? Und machten sich ganz nebenbei lustig über das vergreisende Politbüro, die bibbernde und schon lange nicht mehr zurechnungsfähige Altherrenriege von Wandlitz? Sic transit gloria mundi! Nicht mal, dass nebenan gleich ein ganzer Staat geschlossen über Bord ging, beeindruckte die noblen „Arbeitnehmer“ von drüben. Was ging sie das an? War doch klar, die Pleite der Kommunisten. Kann ihnen nicht passieren, ihnen doch nicht! Opel. OPEL! O P E L ! Wir leben ewig! Kinders,...

Doch, über Nacht kann es auch den Größten passieren, wie wir sehen und wie wir gesehen haben als Nick Leeson über Nacht Barings gegen den Baum karre. Barings Bank – der Inbegriff der Solidität und Macht des Empire – ein 28jähriger Rotzbengel konnte mit wenigen Federstrichen ein 223 Jahre altes Traditionsunternehmen in Nullkommanichts zertrümmern. Gibt uns das zu denken, liebe Opelener? Nein? Warum auch. Euch kann so etwas nicht passieren. Doch – es kann, und es passierte. Und jetzt will

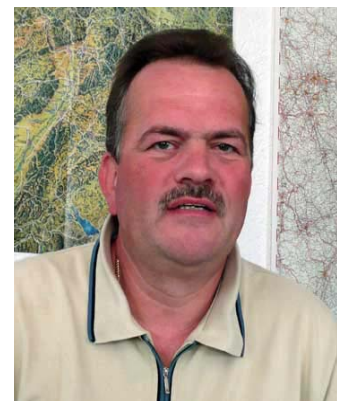
GM den Laden alleine wieder flott bekommen. Der Rotstift geht um und die Opelener zittern wie ein ausgelassenes Stück Stülze. Und das Schönste ist, der Rotstift soll jetzt von der greisen Hand eines Gerontokraten, des 77-jährigen Bob Lutz geführt werden. Mit Lutz voraus, volle Kraft gegen den Eisberg! Hurra, hurra, hurra! Viel älter waren die Politgreise von Pankow übrigens auch nicht. Vor dreitausend Jahren sammelte König Salomo die Weisheit seines Volkes. Man kann sie im Alten Testament nachlesen. Und siehe, die Juden, schon damals kluge Köpfe, lehrten Demut in der Zeit der fetten Jahre und sie verkündeten, dass es in des HERREN Hand läge, Könige und Kaiser zu vernichten – mit dem Schnipsen seines Daumens. Nichts davon hat bis heute seine Gültigkeit verloren. Warum? Weil der Nackte Affe und die Gesellschaften, in denen er sich organisiert, immer nach ein und denselben Prinzipien funktionieren. Zu diesen Prinzipien scheint auch zu gehören, dass es das Vorrecht alter Herren ist, marode Firmen, Staaten und andere Organisationsformen in die Hölle zu sanieren. Was lernt der gemeine Opelener daraus? Gar nichts.

Taten zählen!

Finanzberater Gido Schmidt erinnert sich an die Wende

Michael L. Hübner

Schwimmen konnte er noch nicht. Aber Hundepaddeln. Für Gido Schmidt reichte das, um sich von den größeren Kindern Neuendorfs nicht die Butter vom Brot nehmen zu lassen. Wie sie sprang der kleine Gido unverzagt von der alten Bühnenhaus-Brücke in die Havel – ein durchsetzungsfähiger Draufgänger, der schon von frühester Jugend an wusste, was er wollte. 1962 in die ländliche Idylle Neuendorfs am Havelgemünde als Sohn einer selbständigen Friseurmeisterin hineingeboren, wuchs er doch im Herzen Brandenburgs auf. Von Anfang an lernte er seinen Weg zu suchen und für seine Ziele zu kämpfen. Folgerichtig fand er bei „Stahl“ zum Boxen. Noch immer hängen die alten Boxhandschuhe an der Wand über dem Schreibtisch. Selbst gegen Henry Maske hatte er mal geboxt und mit Birgit Fischer zusammen Kanu trainiert.



Das Abitur wäre für den aufgeweckten Schmidt ein Kinderspiel gewesen – aber als Sohn der Ausbeuterklasse stand er auf verlorenem Posten. Was Wunder, dass Schmidt mit der SED nie etwas am Hut hatte. Das Stahlwerk ließ ihn in Dresden den Beruf eines Elektromaschinenbauers für Gleichstrommaschinen erlernen. Bei der Armee wurde er dann auch noch Baumaschinist für Fördertechnik und half mit den Palast der Republik, den Fährhafen Mukran und Honeckers Tunnel im Harz auszubauen. Selbst auszubilden – das verwehrte man ihm wiederum: „Sozialistisch nicht tragbar.“ lautete die lapidare Begründung. Zurückgekehrt ins SWB riss sich der Jungfaharbeiter um jede Qualifikation, derer er habhaft werden konnte. Er wollte viel vom Leben – nur eben nicht geschenkt. Seine Vorgesetzten sahen – es steckte was in diesem Manne und der Abteilungsleiterposten wurde in absehbarer Zeit vakant. Also offerierte der „BGLer“ ihm 1987 ein Abendstudium, obwohl Schmidt im gleichen Jahre damit drohte, den

nächsten Wahlen im Arbeiter- und Bauernstaat fernzubleiben, weil er bei der Urlaubsplatzvergabe trotz sehr guter Leistungen und hohen Engagements schon wieder „hinten runter gefallen“ war. Er, der in seinen jungen Jahren schon mit härtesten Bedingungen zu kämpfen gehabt hatte und sich als Student mit der sechsköpfigen Familie eine 2 ½ Zimmer-Wohnung teilen musste, nahm jedoch auch die Herausforderung der Abendschule an, die seine Freizeit nahezu annullierte. Doch es war eine Möglichkeit weiter zu kommen, und Schmidt wäre nicht Schmidt gewesen, hätte er nicht zugegriffen. Die Wende aber ließ diesen Weg versanden. „Uns Stahlwerkern war klar, dass der Betrieb nicht überleben würde. Hätte die Treuhand sich nicht zum Gehilfen derer gemacht, die nur daran interessiert waren, die ostdeutsche Konkurrenz und ihre Märkte platt zu machen, die Wiedervereinigung wäre uns erheblich billiger gekommen,“ resümiert Schmidt.

Aber das ist Vergangenheit und mit der hält sich ein Macher wie Schmidt nicht über Gebühr auf. Sein Blick ist unverwandt nach vorne gerichtet – jammern zählt nicht. Durch einen Bekannten wurde er auf den Finanzsektor aufmerksam. Selbständiger Banker, das war so recht nach seinem Geschmack. Bei Wüstenrot lernte er bis 1994 sein Geschäft, aber „... eigentlich lerne ich es heute noch und jeden Tag etwas dazu.“ Das entspricht ganz dem Credo des agilen Mittvierzigers, der die Wende im Nachhinein als etwas sehr Positives beurteilt. „Es ist doch so,“ sagt er, „heute hat jeder die Chance etwas aus seinem Leben zu machen, ohne dass ihn eine Institution oder ein Staat zwingt, einer Partei beizutreten, drei Jahre zur Armee zu gehen oder irgendeine Ideologie zu heucheln. Wer etwas erreichen möchte, der steckt sich ein Ziel, und dann sucht er sich den Weg dorthin. Führt der eine nicht weiter, dann geht eben ein anderer. Man muss nur ernsthaft wollen! Und machen! Taten zählen!“ Das regt ihn auf, wenn gewisse Zeitgenossen sich darauf beschränken auf den Staat zu schimpfen, anstatt selbst nach Möglichkeiten zu suchen.

Und es erschüttert ihn, dass die Leute so schnell vergessen. „Heute wird einem nicht mehr gesagt: Links herum oder rechts herum! Heute ist der gefragt, der sich selber kümmert!“ Dass dem IHK-geprüften freien Finanzberater die Geschicke der Allgemeinheit desungeachtet am Herzen liegen, beweist er mit seinem Engagement in den Reihen der Brandenburger Christdemokraten, denn: „Jeder, der etwas für die Gesamtheit der Bevölkerung, nicht nur für einzelne Gruppen, auf die Beine stellt, ist bei mir gern gesehen und erfährt meine Unterstützung.“ Dass man sich frei engagieren und entfalten kann, ist für ihn ein vorzeigbares Ergebnis der Wende, die er persönlich meisterte, wie einst seinen kühnen Sprung von der Havelbrücke zwischen Rohrwerder und Schloßberg: Wenn man will, dann erreicht man das Ufer – wie auch immer!

Vom Maschinenbauer zum Beigeordneten

Michael Brandts Leben änderte sich mit der Wende

Michael L. Hübner

„Unsere Generation hat zwei Systeme kennengelernt. Daraus können und müssen wir lernen.“ sagt Michael Brandt, der 1970 in Brandenburg geborene heutige Bau-Beigeordnete seiner Heimatstadt. Die Jugend in der DDR war für ihn nicht problembehaftet, ganz im Gegenteil: Hier bekam er eine solide und fundierte Ausbildung, konnte seinem Hobby, der Segel- und Motorfliegerei nachgehen, was in Westdeutschland für den Sohn eines Eisenbahners und einer Musiklehrerin ungleich schwerer gewesen wäre. Hier legte Brandt das Abitur ab und erlernte gleichzeitig den

Beruf eines Maschinenbauers. Und hier hätte er auch das erste Mal stutzig werden können, in Luckenwalde, wo zwei Produktionsstätten in einem Betrieb nebeneinander lagen - eine vom Westen gebaute für VW-Teile und eine für den Binnenmarkt. „In der VW-Halle konnten wir mit Jeans und weißem T-Shirt arbeiten. Nach einer Schicht in den alten Ost-Hallen, hatten wir nach dem dritten Duschen die Bohrmilch immer noch nicht aus den Poren. Dass solche Unterschiede auf Dauer nicht mehr funktionieren konnten, lag eigentlich auf der Hand. Rückblickend betrachtet war die DDR ökonomisch, ökologisch und moralisch am Ende,“ sagt ein nachdenklicher Brandt. „Aber mit 19 habe ich das nicht erkannt.“ Der junge Brandt war noch eins mit seinem Staat, wollte diesen auch gegen Bedrohungen von außen schützen und sich zum Offizier der NVA ausbilden lassen.

Sein Jahrgang in Kamenz startete just im Herbst 1989, als es in der DDR Gesellschaft bereits am Kochen war. „Da fehlen mir glatte zwei, drei Monate,“ berichtet Brandt. „Ich war in einer Kaserne, deren Informationsfluss eh schon sehr restriktiv gesteuert wurde, und nach der Grundausbildung war ich auch zu fertig, um mich noch intensiv mit den Geschehnissen außerhalb des Dienstes zu befassen.“ Die Ausbildung verlief normal, bis man im Oktober 1989 die jungen Burschen plötzlich nach Dresden befahl, ihnen eine Maschinenpistole um den Hals hing und scharfe Patronen in die Tasche steckte. Zum 40. Jahrestag der DDR war das, als Honecker die älteren Jahrgänge der Offiziershochschule an sich vorüberparadien und anschließend im Berliner Palast der Republik den Sozialismus hochleben ließ, während die von den Prager Botschaftsflüchtlingen in ihrer Eitelkeit schwer gekränkten SED-Funktionäre darauf drangen, dass die vollgepropften Züge mit den Ausreisewilligen aus Prag noch einmal durch die DDR rollten.

Das Umfeld des Dresdner Hauptbahnhofs wurde zu einem heißen, sehr heißen Pflaster. Und auf dieses potentielle Schlachtfeld hätte die Bezirkseinsatzleitung fast junge Kadetten, die kaum 2 Monate bei der Armee waren und von denen niemand wusste, wie sie im Stress reagieren würden, gejagt. Das war ein gewichtiger Bruch im Leben des Michael Brandt. Der äußere Feind war immer abstrakt: „Der war ausgesperrt und wir waren eingesperrt - der Feind hatte kein Gesicht.“ Die Dresdner Demonstranten hatten eins und sie waren definitiv nicht der Feind. Brandt ließ sich versetzen, leistete nur noch seinen Grundwehrdienst ab. Einfach der Armee den Rücken kehren, was nun problemlos möglich gewesen wäre, das lehnte er ab. Was er macht, das macht er richtig und bringt es zu einem guten, vorzeigbaren und soliden Ergebnis. Das ist seine urpreußische Attitüde. Von politischen Ambitionen war Brandt für die nächsten zehn Jahre geheilt.

Er, der zwischenzeitlich Jura studierte, Anwalt wurde und später bei der anhaltinischen Landesregierung in der Kommunalaufsicht des Regierungspräsidiums Dessau und dem Innenministerium tätig war, beobachtete das Wirken seiner politischen Umgebung mit wachem Auge und scharfem Verstand. Brandt war nicht in der SED oder einer Blockpartei. Dennoch, als ein in die DDR Hineingeborener war er damals dem Gesellschaftsmodell, das den Menschen vor der Ausbeutung durch seinesgleichen befreien wollte, grundsätzlich zugetan. Wie weit sich die Schere zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu öffnen begann, war für ihn noch kein Thema. Sich aber nach dem Zusammenbruch der DDR über Nacht zu drehen, das entsprach nicht der Mentalität des ruhigen und die Dinge allseitig reflektierenden Brandt. Erst Jahre später entschloss er sich 1999 politisch Farbe zu bekennen und wurde CDU-Mann. Seiner Vaterstadt dient er nun in der exponierten Position eines Beigeordneten, für dieses Amt beurlaubt von der sächsisch-anhaltinischen Landesregierung. Und wieder wirft er die ganze Persönlichkeit in seinen Aufgabenbereich und all seine Kraft. Was er macht, das will er gut machen.

Viel Silvester-Lärm um nichts?

Zu den tödlichen Schüssen von Schönfließ

Don M. Barbagrigia

Jetzt isser dran. Die Rede ist von dem Polizisten, der Silvester 2008 den gesuchten Kriminellen Dennis J. in Schönfließ über den Haufen schoss. J. saß in einem geklauten Auto der Luxusklasse und machte keine Anstalten, auf den Verhaftungsbescheid des Beamten einsichtig zu reagieren. Damit war dann auch mit dem letzte Tage des Jahres 2008 der letzte Tag des Dennis J. gekommen. Achtmal soll es gerumst haben. Kollegen des Polizisten, durchdrungen vom Corpsegeist, sahen nichts, hörten nichts und ordneten die Schussgeräusche den allgegenwärtigen Silvesterböllern zu. Hmm. Na ja. Wie es am Ort des Geschehens wirklich zugeht, dazu kann der Landbote nichts sagen. Pikant war, dass der Ede dem Polizisten das Mädél ausspannte. Aber worum geht es hier eigentlich? Es dreht sich darum, dass ein Polizist einen gesuchten Verbrecher dingfest machen wollte, wobei der Verbrecher auf der Strecke blieb. In der Weimarer Republik wurde dem Polizisten die Hölle heiß gemacht, wenn der Ede entkommen konnte und das Magazin der Wälther P38 noch voll war.

Seit 1968 fand nun ein seltsamer Paradigmenwechsel statt. Klar, nach der bösen Kumpanei, welche die Westberliner Polizei mit den Prügeldpersern anlässlich des Schah-Besuchs demonstrierte, mussten der bewaffneten Ordnungsmacht enge Zügel angelegt werden. Es musste ein Ende haben mit der Behördenwillkür, die auch Unbeteiligte oft zu Schaden kommen ließ. Doch wie immer findet der deutsche Michel keine Mitte, keine Ausgewogenheit. Er schießt übers Ziel hinaus. Nun sind die allmächtigen Herren der Straße in Polizeiuniform zu den Popanzten der Nation degradiert worden. Jetzt kommt der Polizist in Erklärungsnot, wenn auch nur eine Patrone im Magazin seiner SIG SAUER fehlt. Und wenn der Ede dann auch noch getroffen ist, dann heult das Boulevard auf. Es sind die Tage, von denen der Prediger in Kapitel 12 Vers 1 orakelte, sie würden uns nicht gefallen.

Denn Parole ist nun, den Täter um jeden Preis zu resozialisieren, auch wenn das aus neurophysiologischen Erwägungen heraus gar nicht möglich sein sollte. Legionen von Psychologen wollen ernährt werden, und man kann sie schlecht mit toten Soziopathen füttern. Also ist das Leben des potentiellen oder des tatsächlichen Opfers einen feuchten Kehricht, das des Verbrechers hingegen bares Gold wert. Gut, das war vielleicht jetzt etwas zynisch. Lassen wir das also! Dennoch, dieses Gutmenschenkonzept ist auch für eine reiche Nation wie die deutsche auf Dauer nicht mehr tragbar und jeder, der eins und eins zusammenzuzählen in der Lage ist, wird das einsehen. Warum aber wird es fort- und fort- und fortgeschrieben? Weil über Deutschland noch sehr, sehr lange Zeit der Schatten des Nationalsozialismus wabern wird. Die Nazis verkündeten nämlich eine krude Art des Sozialdarwinismus, der impliziert, dass die Gesellschaft auch nichts anderes sei, als ein lebendiger Organismus, der darauf achten müsse, im Interesse der eigenen Gesundheit und des eigenen Fortbestehens kranke Elemente in Schach zu halten.

Vergleichbar der Hand eines Chirurgen, der aus dem Körper des Patienten ein Krebsgeschwür entfernt, möge also die Ordnungsmacht kriminelle und soziopathische Elemente einer Existenzform zuführen, die sie für die Gesellschaft im Weiteren ungefährlich macht. Nun waren die Nazis aber selbst Schwerstkriminelle und der deutsche Michel macht den unglaublich blöden Fehler, dass er die Botschaft mit dem Charakter des Überbringers verbindet. Das ist in etwa genauso dämlich, wie das Abstreiten des Faktums, der Pariser Platz in Berlin fände seinen architektonischen Abschluss im Brandenburger Tor, nur weil ein Nazi dasselbe just fünf Minuten vorher behauptet hätte. Man schüttet also das Kind mit dem Bade aus. Eine Gesellschaft, die Tätern

so herzergreifend entgegenkommend begegnet, wie die Unsrige, übernimmt sich in einem Maße, das über kurz oder lang das eigene Aus bedeutet. Anders gesagt – dieses Sich-ständig-melancholisch-Machen um die Befindlichkeiten solcher Canaillen, welche die Rechte ihrer Mitmenschen notorisch mit Füßen treten, wird die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland nicht nur in den finanziellen sondern auch in den moralischen Bankrott treiben. Das gesprochene Recht entfernt sich während dieses Prozesses so weit von dem gefühlten, dass es bald keine Basis, keine legitimierende Grundlage mehr haben wird. Die Leute werden wieder beginnen, das eigene, das gefühlte Recht durchzusetzen und bei dem geistigen Niveau der Bevölkerungsmehrheit dürfte das einem Absturz in archaische Verhältnisse entsprechen. Dabei ist interessant, dass Fernau einst die auf den ersten Blick drakonisch anmutende Strafandrohung des Großen Kurfürsten, der für eine Beschädigung der jungen Linden in Berlins berühmtester Straße den Verlust der Hand in Aussicht stellte, mit den Worten kommentierte: „Man muss doch aber die Bäumchen nicht beschädigen...“ Über diese Einstellung sollte man in Deutschland intensiver nachdenken. Es ist an der Zeit!

Zurück zu Schönfließ! Ein Polizist erschoss einen flüchtigen, gesuchten Schwerverbrecher mit einem Straftatenkonto von 160 (in Worten Einhundertundsechzig) Delikten. Stellen wir eine Untersuchung zu diesem Vorfall an, werden wir merken, dass wir, die Untersuchenden, für unsere Beurteilung des Sachverhaltes über ein Jahr lang Zeit haben, während dem Polizisten vor Ort vielleicht gerade mal einige Zehntel Sekunden bleiben. In diesem kurzen Moment muss er eine Entscheidung fällen, von der möglicherweise sein Leben und seine Gesundheit abhängt. Das steht für IHN auf dem Spiel! Nicht für den Staatsanwalt, nicht für den Richter, nicht für die quäkenden und quengelnden Angehörigen des Kriminellen. Jene sollten sich schämen, sich zu diesem Strolch überhaupt zu bekennen. Allein das macht diese Verwandten selbst suspekt. Bei einem unheilbaren Serientäter wie Dennis J. wäre illegaler Waffenbesitz kategorisch auszuschließen? Wer's glaubt! Dazu kommt, dass der Verbrecher ein mehr als starkes Motiv hatte, sich der Verhaftung um jeden Preis zu entziehen. Denn schlimmer als die hiesigen Luxusgefängnisse mit Schulabschluss und Fernseher ist die drohende Apokalypse der obligatorischen und unvermeidbaren Beschallung durch die Justiz-Psychologen. Es war dunkel, es war laut und hektisch,

Dennis J. saß in einem Automobil – der Polizist hat nicht wie vorgeschrieben, auf die Beine des Flüchtigen gezielt – wie auch? - sondern in die Brust getroffen. Außer die hoffnungslosen Romantiker wird wohl niemand dem Kriminellen eine Träne nachweinen. Wirklich nicht? Anscheinend ein paar profilneurotische Vertreter der gesellschaftlichen Anklage, deren Aufgabe es eigentlich sein sollte, die Gesellschaft vor Verbrechern zu schützen und diese nicht noch mit toten Verbrechern doppelt zu belasten. Denn, wenn sich die Anklagevertretung durchsetzt, wird dem Land Brandenburg ein weiterer couragierter Polizist fehlen, der dem Gesindel endlich seit den Tagen der verwichenen Weimarer Republik wieder klar gemacht hat, wo die Grenzen des für die Menschen auf der Straße gefühlten Erträglichen gezogen sind – und gezogen werden müssen. Ein kluger Kopf sagte einmal hinsichtlich des gescheiterten Experimentes der amerikanischen Prohibition: Man sollte das Volksempfinden nicht allzu unberücksichtigt lassen, wenn man sich daran macht, die Gesellschaft zu regulieren. Das deutsche Volk möchte eine Polizei haben, der Autorität gebührt und gezollt wird – ohne dass sich die Amtsinhaber berufen fühlen, diese selbstherrlich zu missbrauchen, versteht sich. Es möchte keine hilflosen Kasper in Grün oder Blau alimentieren, die zusehen, wie der Ede eine alte Frau oder einen Gemüseladen klar macht, weil sie sich nicht trauen, von ihren Schusswaffen Gebrauch zu machen und sich dafür von den Ganoven noch verhöhnen lassen müssen. Es reicht! Die Schüsse von Schönfließ wären nur zu verurteilen, wenn sie eine Hinrichtung gewesen wären. Alles andere sollte eine Belobigung des diensttuenden Beamten nach sich ziehen – der Polizei zur Rückenstärkung und den Lumpen zur Warnung!

Vom Zimmermann zum Sozialarbeiter

Klaus Hoffmann erinnert die Wendezeit

von Michael L. Hübner

„Die Pfarrer und ihre Familien ließ man in der Regel in Ruhe. Ich hatte so etwas wie Narrenfreiheit“, erzählt Klaus Hoffmann, der Grüne Abgeordnete in der SVV. Hoffmann ist der jüngste der drei Söhne des ehemaligen Dompfarrers Hoffmann. In Brandenburg wurde er 1967 geboren, hier, auf dem Dom, ist er aufgewachsen. Keine Jungen Pioniere, keine FDJ, keine Jugendweihe. Über alles andere wären die Genossen auch sehr erstaunt gewesen. Vielleicht waren sie das auch, als Hoffmann freiwillig an einem FDJ-Studienjahr teilnahm, um sich nicht ganz abseits zu stellen, denn Familientradition war: Wenn dir etwas nicht passt, dann ändere es oder halt die Klappe. Hoffmann hielt die Klappe nicht und stellte im FDJ-Studienjahr die These der Weltverbesserer vom Urkommunismus in Frage. Eine klassenlose Gesellschaft habe es nie gegeben, argumentierte er logisch und schlüssig. Da aber war er bei den Marxisten an der richtigen Adresse! Wer einen Gründungsmythos zerstört, der untergräbt Wurzeln, der stellt früher oder später das ganze System in Frage. Nein, solche Kantonisten brauchte man nicht im Chor der Kampfesreserve der Partei und solche brauchten sich trotz sehr guter Noten auch gar nicht erst um einen Abiturplatz bewerben. Irgendetwas aber musste man ja nach der Schule machen.



Nachdem der Wunsch in die Werbung zu gehen scheiterte und der Beruf eines Rostschützers drohte, riefen ein paar helle Köpfe im BMK-Ost: „Kommt ja gar nicht in die Tüte, das ist nichts für einen Einser-Absolventen. Da haben wir genug Kandidaten mit einem Dreier-Abschluss. Lerne mal lieber Zimmermann.“ Hoffmann landete beim VEB Stadtbau und war's zufrieden. Bis heute profitiert er von dieser weisen Entscheidung und bis zur Wende arbeitete er beim Stadtbau im geliebten Beruf. Dessen Parteisekretär war kein Fanatiker, mit dem konnte man reden. Auf dem Bau ließ es sich sowieso angesichts der latenten Materialengpässe leichter über den Staat schimpfen. Und so ein bisschen half der sich seit jeher für das in der DDR nur schwer erhältliche, etwas ketzerisch angehauchte Schriftgut interessierende Hoffmann zu sticheln und zu zwacken, wie es die Berliner Umweltbibliothek vormachte. „Ich war nicht in der ersten Reihe, Gott bewahre“, wehrt er ab. „Klar kannte man sie alle. Erhard Gottschalk, Kuno Pagel, Radekes...

Aber ein Vorzeige-Revolutionär? Erste Reihe gar? Ich? Aber nein. Außerdem ging es uns ja auch verhältnismäßig gut.“ Gelitten hat seine alte Tornado-Schreibmaschine und der Schlaf seiner Frau, wenn er mit fünffachen Durchschlag den Aufruf des Neuen Forum in die Seiten hämmerte. Wenig Verständnis brachte Hoffmann für die auf, die in Scharen nach dem Westen flohen. „Die machten es sich einfach. Hier musste etwas geschehen! Wer sollte das denn tun, wenn alle nur Fersengeld gaben?“ Nein, Flucht war für ihn, dem in der Wendezeit auch die erste Tochter geboren wurde, keine Option. Vom Mauerfall hörte Hoffmann erst in den Morgenstunden des 10.11.89. Aber es war ein Dachstuhl fertigzustellen, also ging er zur Arbeit. Danach erst kam das Anstehen für einen Stempel im Ausweis zum legalen Grenzübertritt. Mit dem Stempel im Gepäck fuhr die Familie nach Berlin,

wo die Eltern seit einiger Zeit eine Wohnung hatten. Himmel und Menschen waren unterwegs. Familie Hoffmann mied den Trubel und betrat erst am frühen Morgen des 11.11. Westberlin. „Es war irgendwie unheimlich. Da war plötzlich niemand mehr, der einen von den Grenzanlagen wegblaffte und drüben gab es ganz normale Straßen, Häuser und Plätze, wo uns unser Kartenmaterial doch Jahrzehnte lang weiß machen wollte, das sei eine Art terra incognita, ein fremder Planet.“ Doch gerade die Existenz dieses aller Ostpropaganda zum Trotz quicklebendigen Westberlins hält Hoffmann für einen ausschlaggebenden Katalysator des schnellen Zusammenbruchs der DDR. Mit der Öffnung des Brandenburger Tors piff die verbliebene Lebensluft aus dem kleinen, eh schon schlaffen roten DDR-Ballon, so rasch, dass all die Reformhoffnungen für eine bessere DDR gleich mit in alle Winde zerstoßen. Hoffmann selbst, der die Heimat arbeitshalber nur für ein Vierteljahr in Richtung Bayern verlassen hatte, musste nach der Rückkehr erst einmal Sozialhilfe beantragen. Diesmal aber rang er sich durch, holte das Abitur nach, anschließend zwei Wartesemester, in denen Wolfgang Rudolph ihn sogar für kurze Zeit an die Puppenbühne holte, und studierte vier Jahre lang Sozialpädagogik. Für die Grünen zog er, der heute als Sozialarbeiter in der JVA Brandenburg tätig ist, 2004 als Nachrücker ins Stadtparlament. Fünf Ausschüsse bedienen sich seiner Mitarbeit und seines Engagements. Das wäre vor 1989 ganz sicher nicht denkbar gewesen.

Was ist dem Dummen Michel zumutbar?

Don M. Barbagrighia

Was ist dem Dummen Michel zumutbar? Antwort: Alles. Na ja, so gut wie alles. Steuererhöhungen trotz gegenteiliger Wahlversprechen, die hohen und ständig steigenden Benzinpreise, Hartz IV, Krieg am Khyberpass, Moscheen auf jeder Kuhbläke – warum auch nicht, und auch Alice Schwarzers Töchter im Geiste werden irgendwann die Burka akzeptieren, denn sie sind ja Töchter des Landes unter den Eichen... und wäre das nicht ein Super-Anlass, die eigene Verbundenheit mit den anderen Kulturen sinn- und augenfällig zu dokumentieren? - Michel akzeptiert sogar die Herrschaft der Postkommunisten über sich, die er vor just 20 Jahren unter schwitzender Angst abgeschüttelt hatte. Die, welche ihn einst eingesperrt hatten wie einen Schwerverbrecher und ihn als solchen behandelten, wenn er sein Gottgegebenes Recht reklamierte, auszubrechen, dürfen ihn jetzt im Lande Brandenburg wieder verwalten. Und wenn es darauf ankommt, dann akzeptiert Michel sogar stöhnend, dass die Bundesregierung den Groß-Pleitiers Milliarden hinterherwirft, während die armen Teufel der Mittelschicht keine Fuseratze zu sehen bekommen. Hurra! Ein dreifach Hurra auf einen solchen Dummen Michel!

Eine junge Frau des dritten Standes adressierte vor kurzem ihren Partner mit den freundlichen Worten: „Mauljucken, wa?“ Wenn wir beschreiben sollten, was wir dem Brandenburger Michel unterstellen, so fiele uns keine bessere Vokabel als die von der unterbelichteten dicken Trine ein. Ach, die Stimme des Volkes kann so erfrischend sein... Sind die Wähler der Linkspartei sadomasochistisch veranlagt? Erhoffen sie sich von den strengen Schönheiten an der Spitze der Roten ein paar sanfte Klapse auf den, igitt igitt, und sind dafür bereit kräftig zu bezahlen, wie das in jedem guten Domina-Studio der Fall ist? Denn eines dürfte klar sein. Die Hiebe wird es hageln, bezahlen werden sie auch. Und als kleine Zugabe wird dem Michel ein Nasenring accessoiert werden, an dem ihn die herbe Schönheit Linke durch die Arena führen wird. Die Anwälte der kleinen Leute? Keine Frage, aber wovon wollen sie denn ihre sozialen Hirngespinnste bezahlen? Wem wollen sie es denn auf welche Weise wegnehmen? Nein, Michel wird

mehrheitlich nicht sozial-sexuellen Perversionen nachhängen. Er ist einfach nur gelinde gesagt extrem kurzsichtig. „Blind wie ein Maulwurf“, wäre noch näher dran. Dazu kommt ein erbärmlich schwaches Gedächtnis.

Wir wollen hoffen, dass die Linken kein so schlechtes Erinnerungsvermögen haben – denn beinahe alles können sie den Brandenburgern und den übrigen Deutschen sukzessive nehmen, ohne dass eine einzige Laterne zu Bruch geht, ein einziges Haupt unter die Guillotine fällt, ohne dass auch nur eine einzige Bastille geschleift wird: Geht ihr ihnen aber an ihre Kleingärten und Karnickelställe – dann platzt der Mond. Dann mutieren sie zu Werwölfen, dann lernt ihr sie kennen!

Wo einst der Runde Tisch stand

Pfarrer Richard Rupprecht und die Wendezeit

Michael L. Hübner

Die einen glaubten an Gottes Güte, die anderen an die Wissenschaftlichkeit ihrer Weltanschauung. Letztere hatten in der DDR vierzig Jahre lang den Hut auf. Die Diener Gottes aber, wie Pfarrer Richard Rupprecht, behielten den längeren Atem. Geboren wurde er 1939 noch vor dem Ausbruch des Krieges im oberschlesischen Glatzer Bergland. Flucht und Vertreibung erlebte der junge Richard hautnah mit. In Belzig hielten die Viehwagen das erste Mal, mit dem die Heimatlosen aus Schlesien hinaus gekarrt wurden. Sein Bruder hatte nicht so viel Glück. Er war 18 Jahre alt und Deutscher – das reichte damals für 15 Jahre polnisches Zuchthaus. Sechs Jahre musste er absitzen und dann noch eine Weile in Polen bleiben. Das war also die neue Weltordnung. Richard, aus einer katholischen Familie stammend, wollte Pfarrer werden in einer Zeit, als die Kommunisten, welche die endgültigen Antworten auf alle Fragen der Welt aus dem Ärmel schüttelten, mit dem alten „Aberglauben“ aufräumten. Eine seiner Ausbildungsstätten war das Kloster Neuzelle. Im Hauptgebäude ein kommunistisches Lehrerseminar – die Geistlichen waren in einem Nebenflügel untergebracht. Die Lehrer hatten Umgangsverbot mit den „Pfaffen“, bis auf ein Fußballspiel. Rot gegen Schwarz. Rot gewann. Fröhlich lacht der Pfarrer. Ein Miniaturbild aus einer Zeit, die alles andere als einfach war. „Ihre Religion ausbaden mussten meist die einfachen Gläubigen. Uns Pfarrer ließ man in Ruhe“, sagt er. Trotzdem füllten sich drei Aktenordner der Stasi mit Beobachtungen



des Geistlichen und seiner Gemeinde. Die katholischen Soldaten aus Hohenstücken besuchten ihn. Der Geheimdienst wurde nervös. Verpasste gar den Treffen den Namen „Weiße Friedenstaube“. Staatsgefährdend sei das wohl nicht, was da im Pfarrhaus der Dreifaltigkeit ablief – aber man sollte auf der Hut sein! Zumal die katholische Kirche in ihrer Mehrheit die größere Konzilianz der Protestanten vermissen ließ. Doch die Gefahr kam nicht von den Katholiken, sondern vom staatlichen Selbstbetrug und der mit ihm verbundenen Misswirtschaft. Schon in den Achtzigern stand die DDR so sehr unter Devisendruck, dass sie dem verachteten Klerus ganz gegen die eigene Doktrin den Neubau von Kirchen gestattete. Limex hieß das Zauberwort: In Westdeutschland wurden harte D-Mark eingezahlt. Dafür gab es Bauleistungen in Ostberlin. In Marzahn beispielsweise. In der damaligen Gemeinde des Richard Rupprecht. Stolz sah er seine Kirche „Maria Königin des Friedens“ wachsen, gestaltete einen Anlaufpunkt für Katholiken in einem betont atheistischen Stadtbezirk. Bis ihn der Bischof, dessen Jugendhaus er schon in Grünheide, in der Nachbarschaft des geächteten und bespitzelten Dissidenten Prof. Robert Havemann, geleitet hatte, nach Brandenburg an der Havel sandte. Der alte Pfarrer Semrau war in den Ruhestand getreten. Richard Rupprecht und sein Kaplan Bernd Krause nahmen die Herausforderung in der Stahlwerkerstadt an. Man ließ sie in Ruhe, solange sie mit der Gemeindegemeinschaft unter sich blieben. Schikanen, wie die angedrohte Schließung des Grünheider Jugendhauses, blieben der Dreifaltigkeitspfarre erspart. Dennoch, um ihre Ansicht der Welt scherte sich im politischen Machtapparat der Havelstadt niemand – bis es im Jahre 1989 zu brodeln anging. Das waren die Tage, als die katholische Kirche neben dem Paulikloster vor Besuchern bis in den Hof hinein überquoll und nach dem „Gebet für unser Land“, das dem Leipziger Friedensgebet entsprach, die Besucher als Demonstranten durch die Stein- und Hauptstraße nach St. Gotthardt zogen, wo eine Informationsveranstaltung des Neuen Forums stattfand. Jetzt kamen auch die kommunistischen Entscheidungsträger an den Runden Tisch der Domstadt. Der stand im Pfarrbüro der Dreifaltigkeitsgemeinde. Der Runde Tisch war keine Körperschaft de jure, wohl aber de facto. Mit einem Mal hörten die Vertreter der SVV genau zu, was am von Norbert Zimny moderierten Runden Tisch gesprochen wurde. Und man versuchte, die Empfehlungen dieser Institution bürgerschaftlichen Engagements tunlichst umzusetzen. So z. B. die bezüglich des Umgangs mit den Waffen, vor denen wohl jeder Demonstrant nicht unbegründet Angst hatte. Richard Rupprecht erfüllten diese Vorgänge mit Freude und Zuversicht. Der feste Glaube an den allmächtigen Vater Israels hatte gesiegt. Nun war es für die Gläubigen kein Berufshindernis mehr, sich zur Heiligen Schrift zu bekennen. Was der Pfarrer an der neuen Zeit bedauert? Das Überangebot an Zerstreuungen verführt Viele zu einer Oberflächlichkeit und einer Vereinsamung, die den Menschen nicht gut tun. Es wird stiller in den Gotteshäusern. Dennoch bleibt er auf seinem Posten. 71 Jahre, die man dem stattlichen Mann nicht ansieht, sind für Pfarrer Rupprecht kein Grund, in Pension zu gehen. Er wird noch gebraucht – also dient er. Seinem Gott und seiner Gemeinde. Ein Urgestein des Katholizismus in einem protestantischen Land – einer der sich bewährte und ein lebendiges Zeugnis gegeben hatte in einer Zeit, die Mut und Zuversicht erforderte, den christlichen Glauben zu bekennen.

Inhalt

Arzt und Politiker	3	Offener Brief an Landesbischöfin Ilse Junkelmann	18
Auf dem Lande war es ruhiger	3	Mit ganzem Einsatz	18
Brandenburgs „Goldene Zeit“	4	Motoren aus Plaue	19
Brückenschlag	5	Müll aus der Röhre	20
Denkmäler, Memoiren und Durchhalteparolen	6	Neues von der Geschlechterfront	21
Der Chirurg	6	Paten sollen es retten	21
Der Diplomat	7	Politiker – ein vielgescholtener Berufsstand	22
Der letzte Mohikaner	8	Robert tot – Michel traurig	23
Die Kraft der leisen Töne	9	Rot Front und Waffen-SS	24
Ein Mann verschwindet	9	Ministerpräsident, Elefant und Porzellanladen	24
Evelyn Hübner	10	Segnungen der Gerontokratie	25
Frisches Kanonenfutter fürs Paschtunenreich	11	Taten zählen!	25
Gedenken an den Runden Tisch	12	Vom Maschinenbauer zum Beigeordneten	26
Guido Westerwelle spricht deutschen Klartext	13	Viel Silvester-Lärm um nichts?	27
Hessens große Klappe	14	Vom Zimmermann zum Sozialarbeiter	28
Industriemuseum Brandenburg	14	Was ist dem Dummen Michel zumutbar?	28
Ingenieur aus Berufung	17	Wo einst der Runde Tisch stand	29